

D 1086 F - 1/84

Weltweite Hilfe

 **DIAKONISCHES
WERK** in Hessen und Nassau



● Begegnungen mit Ausländern ● Ökumene ● Sozialpolitisches
Forum ● Zivildienstleistende in der Diakonie ● Zum Schwerpunkt-
programm „Familie“ ● Beratung ● Berichte und Nachrichten ●

INHALT

		Schwerpunktprogramm „Familie“	
		„Familie“ in der Verkündigung Jesu	
Editorial	1	und in den Evangelien	23
		Ulrike Börsch	
Berichte und Nachrichten	2	Beratung	
		Was Klienten und Berater der Gesellschaft	
Begegnungen mit Ausländern	5	zu sagen haben	29
Edelhaide Edel		Rolf Bick	
Ökumene		Zivildienstleistende in der Diakonie	
Frauen in Vancouver		Überlegungen zum Einsatz von Zivildienst-	
Zur Sechsten Vollversammlung des		leistenden in unseren stationären	
Ökumenischen Rates der Kirchen	11	Einrichtungen	41
Margot Käßmann		Walther Schradin	
Die kleinen Leute von Seoul	14	Kommentar: „ . . . eine Vorstellung von	
Ulrich Pfaff		der Sinnhaftigkeit christlich orientierter	
		Sozialarbeit geben“	47
		Gerhard A. Hoffmarin	
Sozialpolitisches Forum			
Unsoziale Gesetzgebung		Im Sonderteil	
Zur sozialpolitischen „Tendenzwende“		Janusz Korczak – Vorbild für Kinder	
am Beispiel Sozialhilfe	20	und Erwachsene	
Heribert Renn		Werner Licharz	

Zeitschrift des Diakonischen Werkes in Hessen und Nassau, Ederstraße 12, 6000 Frankfurt/M. 90

Mitarbeiter dieses Heftes: Dr. Rolf Bick, Professor für Praktische Theologie, Pastoralpsychologie und Erwachsenenbildung an der Ev. Fachhochschule, Darmstadt; Ulrike Börsch, Landespfarrerin für Frauenarbeit in der Ev. Kirche von Kurhessen-Waldeck, Kassel; Edelhaide Edel, Sozialarbeiterin (grad.). Referentin für Auswanderer- und Auslandsberatung im Diakonischen Werk in Hessen und Nassau, Frankfurt; Diethart Finger, Journalist, Referent für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit im Diakonischen Werk in Hessen und Nassau, Frankfurt; Heinz-Günther Gasche, Pfarrer, Hauptgeschäftsführer des Diakonischen Werkes in Hessen und Nassau, Frankfurt; Gerhard A. Hoffmann, Religionspädagoge, Zivildienstreferent im Diakonischen Werk in Hessen und Nassau, Frankfurt/Darmstadt; Margot Käßmann, Pfarrvikarin in der Ev. Kirchengemeinde Wolfhagen, Kurhessen-Waldeck; Dr. Werner Licharz, Pfarrer, Studienleiter, Ev. Akademie Amoldshain; Ulrich Pfaff, Religionspädagoge, Dipl.-Sozialarbeiter, Geschäftsführer im Amt für Mission und Ökumene, Frankfurt; Dr. Heribert Renn, Jurist, Referent in der Rechtsstelle des Diakonischen Werkes in Hessen und Nassau, Frankfurt; Walther Schradin, Dipl.-Soziologe, Sozialabteilung im Hessischen Landesverein für Innere Mission, Darmstadt.

Bildnachweis: Titelbild Brot für die Welt (Archiv); S. 6, 8, 30, 39, 46 KNA. S. 10. 1 1 dpa; S. 15, 19 Ulrich Pfaff; S. 34 (Archiv); S. 42 Peter Zollna, Frankfurt; Grafik S. 1/12 Verein Zeichen der Hoffnung – Znaki Nadziej e. V., Frankfurt.

Redaktion: Dr. Horst Seibert (verantw.), Diethart Finger.
Redaktionsbeirat: Prof. Dr. Rolf Bick, Bickenbach: Pfarrer Meinold Krauss, Darmstadt; Dekanatsstellenleiter Hubertus Röhrig, Ingelheim, Prof. Dr. Dieter Stoodt, Darmstadt.

Herausgeber und Verleger: Diakonisches Werk in Hessen und Nassau, Ederstraße 12, 6000 Frankfurt 90.
Diese Zeitschrift wird als Mitarbeiter- und Freundeskreiszeitschrift kostenlos abgegeben.

Herstellung und Versand: PLAG-Druck – Druck und Verlag – 3578 Schwalmstadt-Treysa.

34. Jahrgang – Heft 1 (200) – 1. Quartal 1984

„FAMILIE“ in der Verkündigung Jesu und in den Evangelien

Im Rahmen des Schwerpunktprogramms „Familie“ des Diakonischen Werkes war auch ein theologischer Arbeitskreis errichtet worden. Eines der dort gehaltenen Referate bringen wir im folgenden zum Abdruck.

Ulrike Börsch Wie jeder Mensch, so hat natürlich auch Jesus eine „Familie“ gehabt und sich mit der Autorität der Eltern, mit seinen Geschwistern, dem sozialen Umfeld seiner Familie und ihren religiösen Traditionen auseinandersetzen müssen.

Aber von dieser Familie und ihrem Leben erfahren wir aus den Evangelien relativ wenig. Denn es ist nicht das Interesse der Evangelisten, eine Biographie des Jesus von Nazareth zu schreiben. Seine Angehörigen nehmen sie nur so weit in den Blick, als sie in der Verkündigung Jesu auftauchen oder für die Deutung seiner Person als der verheißene Messias und Gottessohn von Interesse waren.

Immerhin, ein paar Stellen gibt es schon, wo das ganz normale Leben durchscheint.

Das Familienoberhaupt, Joseph, kommt in der Darstellung ziemlich schlecht weg. Den Evangelisten Markus und Johannes ist er nicht einmal die Erwähnung wert; das liegt an ihrer theologischen Konzeption, in der die Geburt Jesu keine bedeutende Rolle spielt. Matthäus und Lukas lassen ihn zumindest in der Geburtsgeschichte auftreten. Bei Matthäus hat er als Person deutliche Züge, er ist emotional an dem seltsamen Geschehen beteiligt, macht sich Gedanken darüber und ist der Offenbarungsempfänger, dem Gott in Träumen den Weg zum richtigen Handeln weist. Da schlägt die jüdische Tradition durch, und seine Autorität als Familienvater ist durchaus noch respektiert.

Bei Lukas ist von ihm nichts geblieben als ein Schatten. Die göttliche Offenbarung geht direkt an Maria, Joseph ist ihr stummer Wegbegleiter. Seine einzige Funktion ist die, dem Sohn den richtigen Stammbaum zu liefern. Das ist alles. Bei Lukas führt die Mutter die wichtigen Auseinandersetzungen um die elterliche Autorität.

So in der Szene im Tempel, wo der 12-jährige Sohn sich zum ersten Mal deutlich von seinen Eltern absetzt, und ebenso später, als es um sein öffentliches Auftreten und die Familienehre geht und die Familie versucht, ihn zur Raison zu bringen. Da ist Joseph schon nicht mehr dabei. Maria kommt allein mit der Verstärkung ihrer anderen Söhne und Töchter. Geschwister hatte Jesus also auch. Und sicher sind manche Bilder aus den Gleichnissen aus den eigenen familiären Erfahrungen geschöpft. Aber diese Geschwister interessieren die Evangelisten überhaupt nicht, da offenbar keiner aus dem Kreis den Weg des absonderlichen Bruders mitgegangen zu sein scheint.

Gott als der gute Vater

Daß die väterliche Autorität des Hauses, aus dem Jesus stammt, in den Evangelien so blaß ist, hat zum Teil literarische Gründe. Vor allem aber theologische. Ursache ist die radikal veränderte Gottesvorstellung, die Jesus nicht nur verkündigt. Sie ist für ihn die Basis einer totalen Umorientierung in seinen sozialen und religiösen Bezügen und bedeutet den Bruch mit der Tradition sowohl seiner Familie als auch seines Volkes.

Immerhin stammt er aus einer Vätertradition und muß ja wohl auch in dieser Tradition erzogen worden sein. Der Gott Israels war ein Väter-Gott, der Gott Abrahams, der Gott

24 Zum Schwerpunktprogramm „Familie“

Isaaks und Jakobs. Mit den Vätern hatte Gott seinen Bund geschlossen, ihnen hatte er den Segen verheißen, kollektiv für das ganze „Haus“, das zu ihnen gehörte. So hatten diese Väter und alle Väter nach ihnen als die Patriarchen das nicht hinterfragbare Recht, über die Bundestreue in ihrem Hause zu wachen. Sie verteilten gleichsam stellvertretend für Gott Segen und Fluch und galten als die richtende Instanz. Wer sich nicht einfügte in das Kollektiv, wurde ausgeschlossen. Denn Verdienst und Schuld wurden in gleicher Weise **allen** zugerechnet.

In der Verkündigung Jesu hingegentritt Gott selbst an die Vaterstelle. Er und nur er allein ist die Autorität, die Gehorsam beanspruchen kann. Und alle Familien- oder Sippenangehörigen werden zu ihm in einem direkten Verhältnis gesehen: als seine Kinder. Gleichgeordnet und ohne Rangabstufung. Jeder Mensch ist diesem Vater direkt und für sich selbst verantwortlich.

Anders als in der jüdischen Tradition ist auch das Vaterbild qualifiziert, das Jesus von Gott zeichnet. Gott ist ein guter Vater, der Erbarmen hat mit der Schwäche seiner Kinder, der seine Kinder liebt und keins von ihnen verlieren will. Er weiß, was seine Kinder brauchen und läßt sich bitten. Und wo ein Mensch sein Fehlverhalten einsieht, da straft er nicht, um dem Recht genüge zu tun, sondern vergibt und freut sich an der Einsicht.

Der Vatergott verlangt nicht blinden Gesetzgehorsam, gedankenloses Befolgen seiner Gebote, sondern er erwartet, daß seine Kinder mitdenken und mitfühlen mit dem, was für sie und andere gut und richtig ist. Er ist also nicht allein für den Bestand von Recht und Segen und Heil zuständig, son-

dern alle seine Kinder sind in der Lage zu erkennen, wo dies bedroht ist, und es zu schützen.

Der Vatergott zwingt nicht zur Anpassung. Er gibt seinen Kindern die Freiheit, eigene Erfahrungen zu sammeln, und erspart ihnen Enttäuschungen nicht: wie im Gleichnis vom „verlorenen Sohn“. Aber er trumpft auch nicht mit seinem besseren Wissen auf, macht den, der ohnehin schon klein ist, nicht noch kleiner; er zerbricht das Selbstvertrauen seiner Kinder nicht, sondern schenkt es ihnen in der Erfahrung, daß sie angenommen werden, wenn sie es nötig haben. Sein Haus öffnet sich eben nicht nur für die erfolgreichen Söhne und Töchter; dieser Vater bekennt sich gerade auch zu seinen gescheiterten Kindern. Und er bewacht sie nicht auf Schritt und Tritt. In vielen Gleichnissen wird er als der abwesende Hausvater beschrieben, der sein Haus und sein Vermögen anderen anvertraut.

Das heißt doch, daß er seine Kinder in die volle Verantwortung für den Bestand und die Gestaltung des Lebens mit hineinnimmt und sie nicht in einem infantilen, unmündigen Stadium hält. Der Preis dafür ist natürlich, daß Rechenschaft abzulegen ist über das, was aus der Freiheit gemacht wurde. Und da wird der Mißbrauch der anvertrauten Macht Abhängigen gegenüber ebenso hart bestraft wie die Untätigkeit, Passivität. Mit dieser Veränderung des Gottesbildes bricht Jesus die schicksalhafte Bindung des einzelnen an familiäre und religiöse Autoritätsansprüche auf. Die Macht der irdischen Väter und Patriarchen ist damit relativiert und der Konflikt mit ihnen gleichsam vorprogrammiert – für Jesus selbst, aber auch für jeden, der sich ihm anschließt.

Blutsverwandtschaft – Wahlverwandtschaft

Die Konsequenz: Die Zugehörigkeit zu dem Vatergott und die Bindung an ein Familienkollektiv können für den einzelnen miteinander in Konkurrenz treten, und er oder sie muß sich entscheiden! Das Thema der Entscheidung zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Neue Testament.

Ich habe die Geschichte vom 12-jährigen Jesus im Tempel schon angesprochen. Da geht es um genau dieses Problem. Um die Lösung aus dem Autoritätsbereich der Eltern. Typisch, daß Lukas berichtet, Maria und Joseph hätten Jesus damals nicht verstanden. Das geht wohl heute noch Eltern so, wenn ihnen zum ersten Mal bewußt wird, daß ihre Kinder eigene Wege gehen, die sie ihnen nicht gezeigt haben. Eindeutiger und entschiedener setzt sich Jesus von seiner Familie ab, als er zu predigen und gemäß seiner Predigt zu leben beginnt, als der Sohn des Vatergottes. Da taucht seine Familie auf. Er fällt aus ihrem Rahmen, verrückt ist er, sagen sie und versuchen ihre Ehre zu retten, indem sie ihn dem anerkannten Familienkollektiv wieder einverleiben. Aber er lehnt es ab, sich von der Frau, die ihn geboren hat, weil sie ihn geboren hat, als ihr Sohn ansprechen und beanspruchen zu lassen.

Seine Familie hat ein anderes konstituierendes Element: „Wer den Willen meines Vaters im Himmel tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter“ (Mt. 12, 50).

„Familie“ ist für ihn die Gemeinschaft der Menschen, die sich selbst dazu entschieden haben, im Geist des himmlischen Vaters zu leben und sich als seine Kinder verstehen,

also auch brüderliche, schwesterliche und mütterliche Funktionen füreinander wahrnehmen können.

Das ermöglicht für den einzelnen eine Befreiung, ich möchte einmal sagen: „Entbindung“ aus Prägungen und Abhängigkeiten familiärer, sozialer und religiöser Art, die früher als nicht abstreifbares Schicksal hingenommen werden mußten.

Jetzt gilt: Jeder kann sich daraus befreien, wenn er will und die Kraft dazu aufbringt. Jeder Mensch kann sich verändern, jeder kann neue, tragfähige Beziehungen aufbauen und ein neues Selbstverständnis gewinnen.

Damit wird es auch möglich, sich aus den Rollenerwartungen zu lösen, die mit der Zugehörigkeit zu einem Familienkollektiv gegeben sind: So hat Jesus in dieser Vater-Sohn-Beziehung nicht mehr die Aufgabe, für den biologischen Fortbestand des Hauses zu sorgen, wie es von ihm als dem ältesten Sohn seiner Familie erwartet worden wäre. Die Fruchtbarkeit des Menschen hat sich in der neuen Familie nicht im biologischen Bereich, sondern im ethischen zu erweisen: in der Erfüllung des Gebotes der Nächstenliebe.

Und für die Frauen bedeutet das, daß auch sie entbunden werden von der Pflicht, den Sinn und Zweck ihrer Existenz dadurch unter Beweis zu stellen, daß sie Kinder zur Welt bringen. Das wird ganz deutlich an einer kleinen Szene im Lukas-Evangelium, wo eine Frau voller Bewunderung für Jesus aus tiefstem Herzen sagt: „Selig der Leib, der dich getragen hat, und die Brüste, an denen du gesogen hast“ (Lk. 11 27).

Meine Ohren hören daraus das ganze Elend der vielen, vielen Frauengenerationen, die

gerade unter diesem Anspruch gelitten haben, daß sie Kinder, am besten natürlich Söhne, zur Welt bringen sollten, um überhaupt das Gefühl der Lebensberechtigung zu haben.

Und Jesus läßt das eben **nicht** so stehen: Die Seligkeit erlangt seiner Meinung nach kein Mensch durch seine biologische Potenz. auch nicht die Frauen!

Seine Antwort: „Selig sind die, die Gottes Wort hören und bewahren!“ Wie oft wird dieses Wort mit dem Brustton der Überzeugung in unseren Kirchen gesprochen, aber niemals in diesem für Frauen befreienden und entlastenden Zusammenhang!

Im Gegenteil: In der jungen, sich konstituierenden christlichen Kirche haben die Männer diesen Gedanken Jesu schnell wieder zugeschüttet und ihr patriarchales Primat behauptet in der Feststellung: die Frau werde selig durch das Kindergebären!

Familie – eine Fessel, die man lösen muß

Wie eng dieser Freiheit gegenüber die Grenzen der Familie und des sozialen Gefüges sein können, in das sie eingebettet ist, zeigt sich in den Erfahrungen Jesu in seiner Vaterstadt Nazareth. Der Prophet gilt nichts im eigenen Land. In Nazareth ist er bekannt als der Sohn des Zimmermanns. Er wird so eingeordnet, wie er bekannt ist. Also muß er, was die Evangelisten nicht berichten, hier ganz normal im wörtlichen Sinne gelebt haben, ohne Anzeichen dafür, daß er als Gottessohn Karriere machen wird. In Nazareth wird er mit seiner Familie identifiziert. Und Außergewöhnliches steht ihm bei dieser Herkunft nicht zu, das paßt nicht ins Bild.

Aiso wird er abgelehnt als einer, der sich nicht an die vorgegebenen Spielregeln hält, und zieht den Zorn der Leute auf sich. Wen wundert's, daß er in Nazareth nichts bewirken kann – hier kann er niemanden heilen und keinen Menschen überzeugen. An diese Stelle gehört das Wort, mit dem die Christen sich immer so schwer tun, weil es nicht in unser Bild von dem sanftmütigen, freundlichen, friedensstiftenden Jesus paßt: „Ihr sollt nicht glauben, ich sei gekommen Frieden zu bringen auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schwiegertochter wider ihre Schwiegermutter. Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein“ (Mt. 10, 34 – 36). Da geht es nicht um Krieg, sondern das Schwert richtet sich gegen den vereinnahmenden, jede Individualität schluckenden Familienmoloch.

Hanna Wolff schreibt zu dieser Stelle: „. . . Jesus ‚löst von‘, ‚trennt vom‘ Familienkollektiv. Er zerteilt die naive ‚participation mystique‘, so daß einzelne, selbständige und verantwortliche Individuen entstehen können!“

Nun ist evident, unvermeidlicherweise muß der Punkt der inneren Trennung vom Vater kommen, will der Sohn nicht der ewig vatergebundene bleiben. Und die in der damaligen Kultur getretene und degradierte Schwiegertochter, Symbol devoter Hörigkeit, muß sich einmal der Schwiegermutter gegenüber aufrichten. Für Sohn und Tochter muß die ‚zweite Abnabelung‘ erfolgen, um der wirklich selbständigen Personwerdung willen. Jesu ‚lösen von‘ und die moderne psychische zweite Abnabelung sind

identisch, . . . Daß im übrigen die Meisterrung und Überwindung dieses Entwicklungsknotens mit den größten Widerständen gerade seitens des Familienkollektivs zu rechnen hat, das ist eine allgemeine und fast regelmäßige Erfahrung der Therapie. ...

Jesus wollte bindungsfreie, voll entscheidungsfähige, selbstverantwortliche Männer und Frauen. Er wollte nicht halbe Kinder, er wollte wahr und wahrhaftige Erwachsene zu seinen Nachfolgern und Trägern seiner Ideen" (Hanna Wolff, Jesus der Mann, S. 162). Und Jesus scheut sich nicht, Menschen in diese Freiheit hineinzurufen, er scheut sich nicht, ihnen die Lösung dieses Entwicklungsknotens samt allen Konsequenzen zuzumuten.

Petrus und Andreas holt er von der Arbeit weg, wo sie ja wohl sicher und nötig waren, um die materielle Sicherheit ihrer Familien mitzutragen.

Daß Petrus verheiratet war, hindert Jesus nicht, ihn in eine Aufgabe zu berufen, die keinerlei Rücksicht auf Familienbindungen und familiäre Verpflichtungen verträgt, ja eine Pflichterfüllung in diesem Bereich geradezu ausschließt.

Jacobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, verlassen den Vater. Ob er sie bei der Fischerei entbehren kann, danach wird nicht gefragt.

Derlei Rücksichten läßt Jesus nicht gelten. Wer ihm nachfolgen will, muß es ganz tun oder es lassen. Weder das Begraben des Vaters, noch der Wunsch, von den Hausgenossen Abschied zu nehmen, noch das Festhalten an materiellen Sicherheiten läßt er als Gründe gelten, die Entscheidung hinauszuschieben. „Wer die Hand an den Pflug legt und schaut zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes" (Lk. 9, 61).

Familie – ein soziales Netz

Dies alles, was ich bis jetzt beschrieben habe, bedeutet nicht, daß Jesus militant gegen die Familie in der traditionellen Form aufgetreten wäre. Er lehnt die Familie nicht ab. Auch da ist er nicht gesetzlich.

Was er ablehnt und anprangert, das ist zum einen exklusiver Familienegoismus, der ihm begegnet, und zwar auch bezogen auf die Gesamtheit des „Hauses Israel". „Wenn ihr nur zu euren Brüdern freundlich seid, was tut ihr damit besonderes? Tun dasselbe nicht auch die Heiden?" (Mt. 5, 47).

Zum anderen wendet er sich gegen den manipulierenden Gebrauch familienrechtlicher Gesetze, der die schwachen Glieder im Familienkollektiv um ihre Rechte und die lebensnotwendige Sicherheit betrügt. Wer das, was Vater und Mutter zusteht, in den Tempel trägt und opfert, selbst wenn es die Pharisäer und Schriftgelehrten erlauben, der tut trotzdem nicht recht, weil er den Eltern etwas vorenthält, was sie brauchen. Und wer seine Frau mit einem Scheidebrief ausgestattet wegschickt, weil sie ihm nicht mehr gefällt, der tut auch nicht recht, selbst wenn er formal für sich in Anspruch nehmen kann, im Recht zu sein. Überall da, wo das Gesetz gegen und auf Kosten der Schwachen gehandhabt wird, wird Jesus gesetzlich und radikalisiert das ohnehin Gebotene. Nicht um des Gesetzes, sondern um der Stärkung der Position des Schwachen willen.

Er ist, wenn er sich selbst auch aus dem eigenen Familienverband gelöst hat, nicht blind für die Nöte der Familien, ja, er geht gerade auf das, was wir ihre „Kränkungen" nennen, zu und heilt sie:

28 Zum Schwerpunktprogramm „Familie“

- er heilt die Schwiegermutter des Petrus
- den Knecht des Hauptmanns von Kapernaum
- die Tochter des Jairus holt er ins Leben zurück
- ebenso den Jüngling zu Nain
- Lazarus, den Bruder zweier Schwestern
- er heilt die Tochter der kanaanäischen Frau
- einem Vater den epileptischen Sohn
- befreit Kranke vom Makel der Sünde und integriert sie wieder in die Gemeinschaft, zu der sie gehören
- durchbricht die Tabugrenze zu den sozial Geächteten und zeigt damit die Grenzen und die Anmaßung der sich als richtendes Kollektiv verstehenden Gesellschaft auf
- segnet die Kinder.

Diese Art der Heilung scheint die Familie schon damals nötig gehabt **zu** haben. Denn geborgen und aufgehoben war in ihr auch nur der, der sich ihren Forderungen anpaßte oder ihren Besand sicherte oder durch eigene Leistung der Familie Ehre machte. Wer aus diesem Raster herausfiel, wurde nicht mehr von dem Kollektiv getragen, sondern höchstens von einzelnen Familiengliedern.

Auch hier führt Jesus ein neues Beurteilungskriterium ein: Heil, Segen einer Familie mißt er nicht daran, ob sie gesund, stark, gesegnet mit zahlreichen männlichen Nachkommen, reich und angesehen ist, sondern daran, wie sie mit ihren schwächsten Gliedern umgeht: mit den Kranken, den Kindern, den Alten, den Frauen, den Alleinstehenden. Witwen.

Es ist derselbe Maßstab, mit dem der einzelne, die Gesellschaft, die Ehe, das Eltern-Kind-Verhältnis, die Kirche gemessen wird. Familie allein macht also nicht selig. Die Wahl einer anderen Lebensform allerdings auch nicht.

Selbst im Jüngerkreis befindet sich ein Judas, und Petrus samt seinen Brüdern versagt, als die neue Lebensgemeinschaft die erste Bewährungsprobe in Sachen öffentlicher Solidarität zu bestehen hat; auch sie lassen den schwach Erscheinenden allein. Es ist gut, daß auch gerade das im Zentrum der evangelischen Botschaft steht. Es schützt vor Idealisierung.

Fazit: Ich habe in der Botschaft Jesu keinen einzigen Ansatz gefunden, der uns Anlaß gäbe, die Lebensform „Familie“ als besonders heilsträchtig anzusehen. Im Gegenteil: Sie hat viele Grenzen, fügt „Kränkungen“ zu und erfährt „Kränkungen“. Dagegen hat die Möglichkeit, sich zugehörig zählen zu können zur „Gottesfamilie“, viel Befreiendes.

Und zum Schluß eine Vision, die Mut machen kann, die Lösung des „Entwicklungsknotens“ für sich selbst in Angriff zu nehmen. Auf die Frage des Petrus, was denn nun an die Stelle der aufgegebenen Familie und der Sicherheit in ihr treten soll, antwortet Jesus:

„Es ist niemand, der Haus oder Brüder oder Schwestern oder Mutter oder Vater oder Kinder oder Äcker verläßt um meinetwillen oder des Evangeliums willen, der nicht hundertfältig empfangen jetzt in dieser Zeit Häuser und Brüder und Schwestern und Mütter und Kinder und Äcker mitten unter Verfolgungen, und in der zukünftigen Welt das ewige Leben“ (Mk. 10, 29).

Was Klienten und Berater der Gesellschaft zu sagen haben (1)

„Wer vom Ziel nicht weiß,
Kann den Weg nicht haben,
Wird im selben Kreis
All sein Leben traben;
Kommt am Ende hin,
Wo er hergerückt,
Hat der Menge Sinn
Nur noch mehr zerstückt.“
(Christian Morgenstern)

Rolf Bick Klienten sind Menschen, die „vom Ziel nicht wissen“. Sie wissen nicht, wie und wohin es weitergehen soll; sie drehen sich im Kreise und kommen am Ende hin, wo sie hergerückt.

Nun gibt es viele Menschen, die aus unbefriedigenden, verfahrenen Situationen nicht mehr herausfinden, die immer so weitermachen, ohne daß sich etwas ändert, und ohne daß sie sich ändern. Es gibt viele Menschen, die sich ihr Leben ganz anders vorgestellt haben und nun zutiefst unglücklich sind. Um aber Klient bei einer psychologischen Beratungsstelle oder in einer therapeutischen Praxis zu werden, dazu gehört noch mehr:

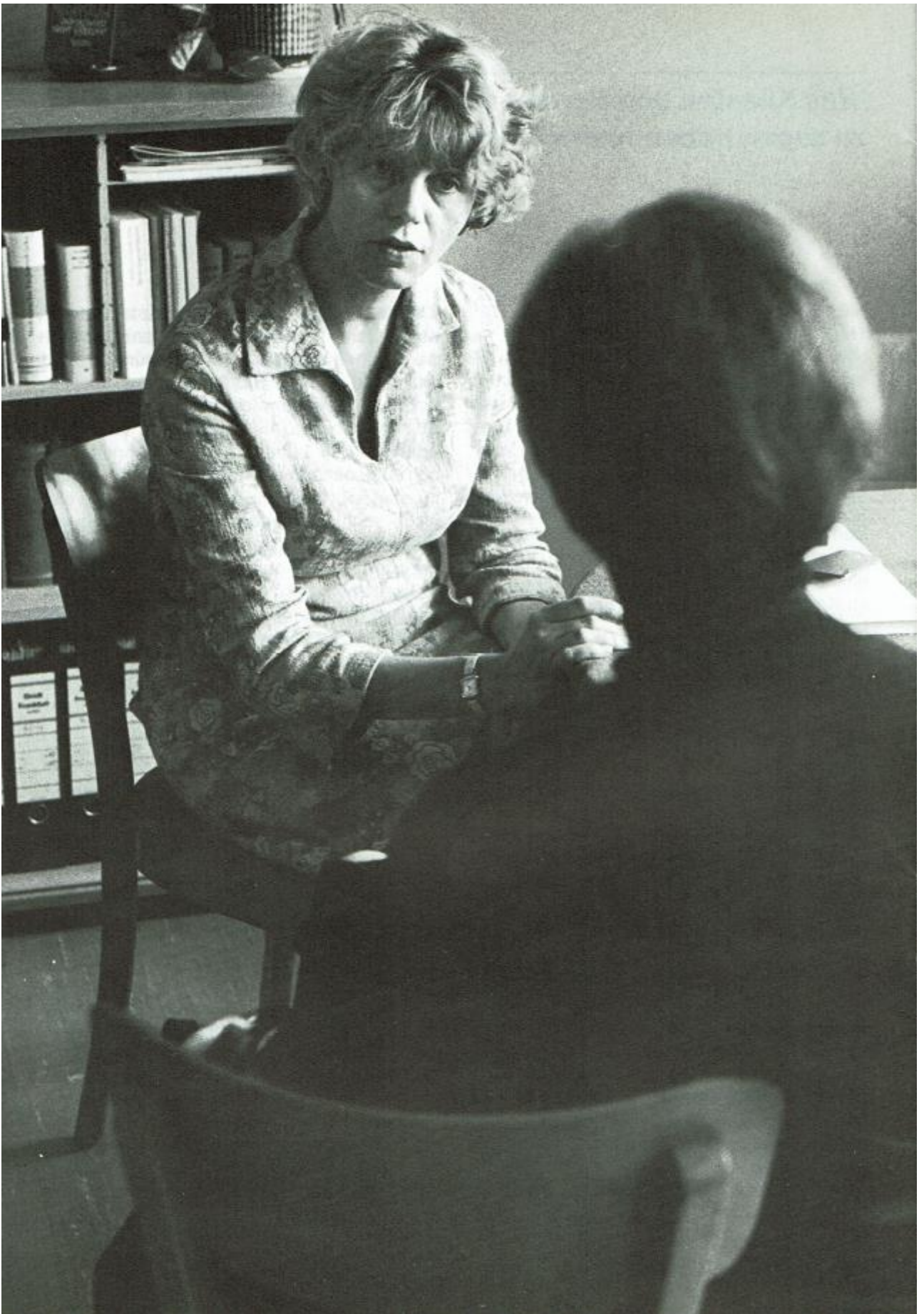
1. Klienten sehen nicht mehr „des Kaisers neue Kleider“. In diesem bekannten Märchen zieht der Kaiser nackt durchs Land. Doch die anderen reden ihm ein, und er redet sich selber ein, daß er wunderschöne bunte, neue Kleider trage. Das Skurrile dabei ist: Für die anderen, die Gesellschaft, ist dies keine Posse. Angesichts der nackten Tatsache wird sehr ernsthaft und ausdauernd über Kleider diskutiert. Ein Kind aber durchschaut das ganze. Es sieht keine Kleider, es sieht nur einen nackten Mann, nicht mehr und nicht weniger – und es sagt auch, was es sieht. Ein mutiges Kind! Denn dazu gehört großer Mut, Realität nicht nur zu sehen, sondern auch auszusprechen.

Klienten sind wie jenes Kind; sie lassen sich nicht mehr blenden von illusionären Kleidern. Sie wollen ihre Enttäuschungen, Verletzungen, all das Nichtgelungene, das Danebengegangene nicht weiterhin mit dem dunklen Gewand der Traurigkeit verdecken oder mit den bunten, billigen Fähnchen einer aufgesetzten und in sich nicht stimmigen Munterkeit. Klienten sind Menschen, die sich nicht mehr mit dem abgegriffenen und schloddrig gewordenen Anzug begnügen, der gewebt ist aus lauter oberflächlichen Alltagsroutinen und dem vielen zeittotschlagenden Gerede. Sie wollen die bedrückende Realität ihres Lebens nicht mehr verdrängen, sondern sich ihr stellen. Die biblische Urgeschichte beschreibt ähnliches: „Da wurden ihnen die Augen aufgetan, und sie wurden gewahr, daß sie nackt waren“ (2).

Klienten haben noch Hoffnung, daß es auch anders, besser gehen könnte. Sie wollen sich nicht weiterhin zerschleifen im täglichen Kleinkrieg mit sich und den andern. Sie wollen nicht bleiben in der Tristesse, in der grauen Freudlosigkeit, sie wollen nicht im „eigentlich“ steckenbleiben. Denn was man eigentlich tun müßte, tut man ja nicht. Sie wollen noch etwas aus ihrem Leben machen.

Und Klienten sind Menschen, die sich eingestehen, was viele andere nicht wahrhaben wollen: Ich schaff's nicht alleine; ich muß mir dabei helfen lassen; ich brauche qualifizierte Hilfe.

1.1 Ich habe eine hohe Achtung vor solchen Klienten, die zu mir kommen, die vor mir sitzen mit ihrer Unsicherheit und Angst und sagen: „So ist das mit mir. Ich komme allein nicht mehr weiter. Können Sie mir helfen?“.



Und ich möchte von ihnen berichten, weil ich ein Klischee zerstören möchte, das mir in unserer Gesellschaft immer wieder begegnet: Auf der einen Seite sind wir, die Gesellschaft: intakte, tüchtige Leute, die ihr Leben schon schaffen. Und auf der anderen Seite sind die anderen: die Klienten, die es eben nicht schaffen und denen man helfen muß. Dafür gibt es Beratungsstellen. Und die Gesellschaft gibt Geld im Rahmen ihrer sozialen Verpflichtung.

Nun finde ich es durchaus gut und richtig, daß Kommunen für eine qualifizierte Beratung Geld geben. Eine qualifizierte Beratung ist eine gute, nicht aber eine nur gut gemeinte Beratung. Eine gut gemeinte Beratung wird sich selbst immer wieder im Kreise drehen. Sie „kommt am Ende hin, wo sie hergerückt, hat des Klienten Sinn nur noch mehr zerstückt“. Genau dies ist ja der zutiefst unbefriedigende Drehtüreffekt in mancher sozialen Arbeit. Der gut meinende Berater wird allzu oft nur ein Gefährte des Elends sein können. Auch das ist schon etwas! Neue Türen aber, die aus diesem Elend herausführen, kann er nicht aufschließen. Einer qualifizierten Beratung gelingt dies auch nicht immer – wir können keine Erfolgsgarantien geben –, aber es gelingt überraschend häufig. Und das hier investierte öffentliche Geld ist gut angelegt.

1. 2 Doch nun zu unserem Thema: Diese Klienten haben der Gesellschaft etwas zu sagen. Und sie sagen dies nicht mit der kalten Arroganz des Besserwissers, sondern mit einem wissenden und verstehenden Lächeln: Ihr anderen seid gar nicht so stark, ihr tut nur so; ihr könnt es euch nur nicht eingestehen. Schaut doch etwas genauer hin.

Ich werde im folgenden genauer hinschauen, wie das Kind in der Geschichte von des Kaisers neuen Kleidern. Dabei werde ich aus der Beratungsarbeit berichten, weiß aber auch, daß dies problematisch ist. Wer eine moderne qualifizierte Beratung nicht selbst erlebt hat, wird manches nur schwer verstehen können. Zudem muß ich konzentrieren, dh. längere vielschichtige und sehr diffizile Prozesse auf einen Punkt hin verdichten. Zwar bin ich überzeugt, daß unser Leben von früheren Erfahrungen her mitgeprägt ist, weiß aber auch, daß sich dies nicht einfach in Kausalketten binden läßt; Weil das damals so war ..., ist das heute so . .

2. Wir leben in einer freiheitlichen Gesellschaft und tragen den weiten bunten Mantel der Toleranz. Unser bestes Stück, denn so viel Toleranz wie heute hat es noch nie gegeben! Und wir lassen diesen Mantel stolz im Winde flattern.

Gehört auch er zu des Kaisers neuen Kleidern?

2. 1 Ich denke an eine Klientin, die nicht nein sagen konnte. Sie wagt nicht zu sagen, was sie will und für wichtig hält. Sie ordnet sich unter, und ihr geht es dabei schlecht. Ihr wird auch oft schlecht dabei: nicht der Wille, der Körper rebelliert. Irgendwann im Beratungsprozeß sagt sie: Ich komme mir vor wie ein kleines Mädchen, das immer lieb und brav sein muß. Dies führt uns zurück in ihre Kindheit und zu den verdrängten Erfahrungen, die sie als kleines Mädchen gemacht hat. Darüber sprechen wir dann nicht in der reflektierenden Distanz; wir holen diese alten Erfahrungen hinein ins Heute. Und so durchlebt sie wieder die Ängste, die Traurigkeiten und all das, von dem sie meint, daß dies längst vergessen sei: Mut-

ter sagt, „tu dies und jenes“, und Mutter weiß immer, was dieses kleine Mädchen tun muß. „Und wenn du tust, was ich dir sage, dann mag ich dich. Und wenn du's nicht tust, dann bin ich ganz traurig, dann halte ich es hier nicht mehr aus, dann gehe ich weg“.

Der gepackte Koffer hat über viele Jahre drohend auf dem Schrank gestanden. Und mehrmals ist die Mutter weggegangen. Das kleine Mädchen aber war daran schuld, denn sie war ungehorsam gewesen. Da hat sie große Angst bekommen, denn sie ist jetzt allein, und allein kann ein so kleines Mädchen nicht leben. Und so beschließt sie, immer brav zu sein, alles zu tun, was Mutter sagt, wenn die Mutter nur wiederkommt und bleibt. So handelt sie auch heute noch. Wenn sie einen Menschen findet, der sie mag und den sie mag, dann tut sie alles, was er sagt, auch wenn sie es ganz anders möchte. Sie gibt sich auf, weil sie eine tiefe Angst hat, wieder alleine gelassen zu werden. Eine tragfähige Beziehung kann daraus nicht wachsen.

2. 2 Ein anderer überfordert sich ständig, und darum scheitert er auch immer wieder. Auch hier führt die Beratung zurück in die Kindheit, diesmal aber zum Vater. Der Vater ist mit diesem Jungen nie zufrieden gewesen. Er war nicht sportlich, nicht technisch interessiert; hat sich nicht richtig durchsetzen können. „Aus dir wird nie ein richtiger Mann!“ Wenn du so wärst, wie ich dich gerne hätte, dann würde ich dich mögen. So aber hat der Vater nur Verachtung und Kritik. Und der Bub strengt sich an, so zu werden, wie der Vater will, denn er braucht des Vaters Zuneigung. Doch wenn er die Angst überwindet und vom Drei-Meter-Brett ins Wasserbecken springt, dann war's für den

Vater trotzdem nichts; denn die anderen Jungen springen bereits 5 m tief. So gräbt sich eine Erfahrung tief ein und bestimmt heute noch sein Handeln: Ich muß mich anstrengen, aber ich werde es nie gut genug machen können. Er weiß von vornherein: Ich werde scheitern.

Wenn wir solche Erlebnisse in unseren Gruppen bearbeiten, dann frage ich, ob die anderen ähnliches kennen. Und dies ist das Erschreckende: Das Szenarium ist jeweils anders, aber allzu oft ist es dieselbe Grundstruktur einer Wenn-dann-Beziehung. Wenn du nicht so bist, wie ich dich will, wenn du anders bist, dann mag ich dich nicht. Wenn du nicht tust, was ich sage, wenn du etwas anderes tust, dann will ich dich nicht mehr.

2.3 Was haben nun diese Klienten der Gesellschaft zu sagen?

2. 3. 1 Sie bestreiten nicht, daß es bei uns viele Freiheiten gibt, einen Supermarkt der Meinungen und Lebensstile, die nebeneinander angeboten werden. Aber Toleranz ist etwas anderes als beziehungslos nebeneinander her leben. Die Eltern sagen: Wenn du nicht willst, was wir wollen, dann mach' was du willst, dann wollen wir mit dir nichts mehr zu tun haben. Und der Heranwachsende steigert sich hinein in das trotzig, verbitterte „Ich kann auch ohne euch leben! Ich kann machen, was ich will, sie haben mich sowieso längst abgeschrieben“. Wenn Menschen mit einer gemeinsamen Lebensgeschichte sich nicht mehr umeinander kümmern, wenn keine Wärme mehr zwischen ihnen ist, nur noch Enttäuschung, Resignation, Verletzung, Ärger, Kälte, Verlassenheit, dann hat das nichts mit Toleranz zu tun.

2. 3. 2 Toleranz ist dort, wo Liebe, Zuneigung, Akzeptanz nicht in ein Bedingungsge-

füge gepreßt werden. Wenn du das tust, dann bin ich dir zugetan, dann nehme ich dich ernst. Das ist Erpressung! Toleranz ist bedingungslos: Ich mag dich, wie du bist, nicht wie ich dich gern hätte.

Toleranz in der Ehe und zwischen Eltern und Kindern ist dort, wo wir nicht in der Kälte aneinander vorbei oder gegeneinander leben, sondern miteinander, und in diesem Miteinander jeder den Raum hat, ein eigener sein zu dürfen. Denn jeder ist auch vor Gott ein eigener und nicht des andern Schattenbild.

Und eine tolerante Gesellschaft wäre eine Gesellschaft, die auf das ständige Moralisieren verzichtet, auf das Abwerten, Verurteilen, Diffamieren des Andersdenkenden. Eine Gesellschaft, die getragen ist nicht von der Mißachtung, sondern von der Hochachtung vor dem politischen Gegner.

Ist der schöne bunte Mantel der Toleranz, in den wir uns so stolz kleiden, doch nur ein imaginäres Fähnchen?

3. Vielleicht rühren die Garderobenschwierigkeiten des Kaisers daher, daß er seine alten Kleider zu schnell weggeworfen hat; vielleicht mag er keine Trauerkleidung tragen.

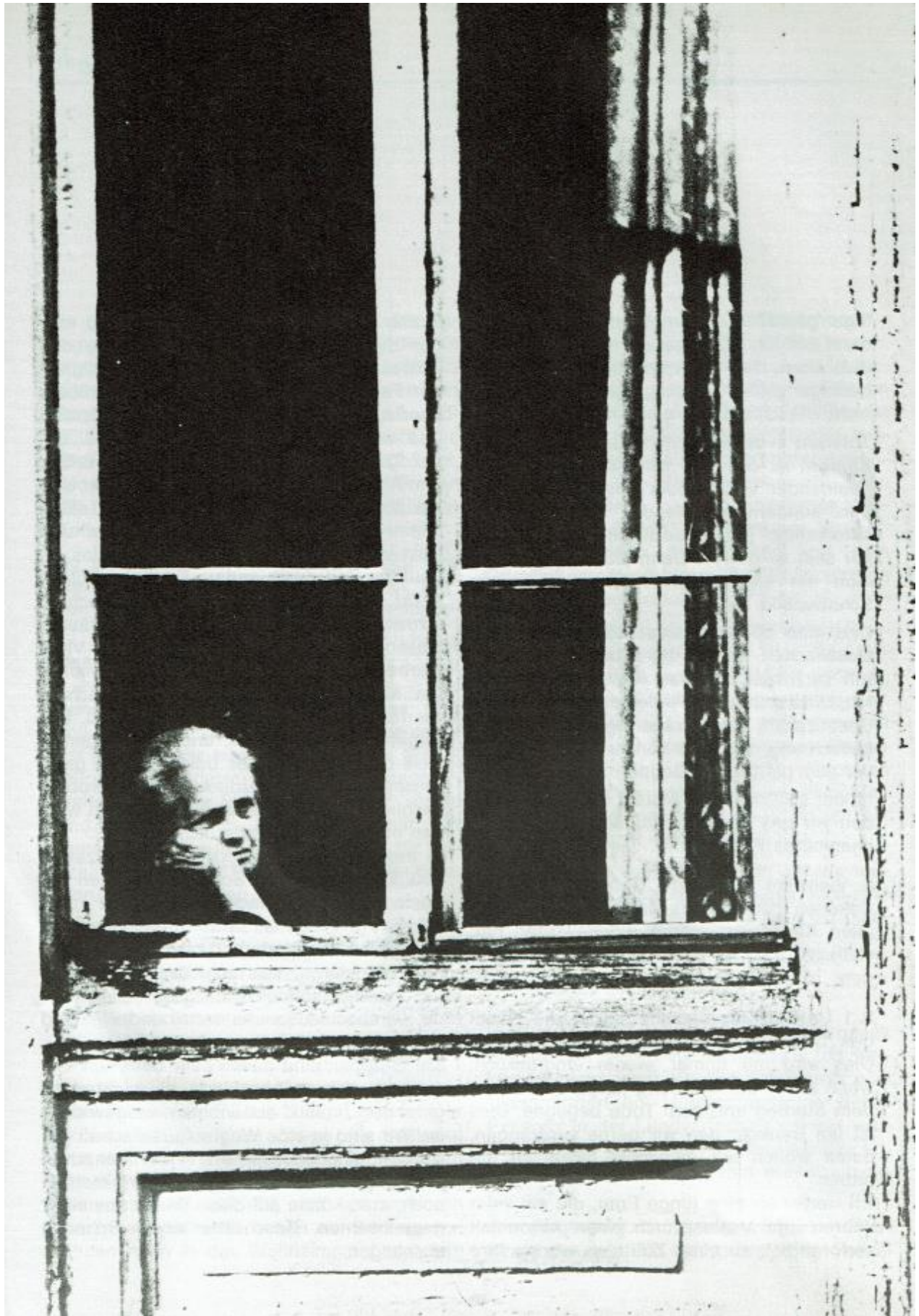
3. 1 Unsere Gesellschaft hat ja die Kunst des bewußten Abschiednehmens verlernt. Dies wird mir immer wieder eindrücklich, wenn ich in der Beratung junger Menschen dem Sterben und dem Tode begegne. Dies ist ein Bereich, den wir gerne verdrängen, damit wollen wir möglichst nichts zu tun haben.

Ich denke an eine junge Frau, die mit zehn Jahren ihre Mutter durch einen Autounfall verloren hat, zu einer Zeit also, als sie ihre

Mutter dringend gebraucht hätte. Und wieder durchleben wir in der Beratung den Schrecken, die Panik und die Hilflosigkeit der Familie, die Hektik, die das Unfaßbare überlagert. Der Sarg wird sofort zugemacht und weggebracht in die Leichenhalle. Bei der Trauerfeier sind viele Menschen dabei; ein Abschied ist nicht mehr möglich. Und der Schreck und die Panik und das Gefühl, alleine gelassen zu werden, bleiben und fressen sich fest. Zwar wird dies alles im Lauf der Zeit durch andere Erlebnisse überdeckt, kommt aber immer wieder hoch in schrecklichen Träumen. Und die Träume lassen die junge Frau nicht mehr los. Viele sterben durch Krebs und andere Krankheiten: Mutter, Vater, Großmutter – Menschen, die für andere Menschen wichtig sind. Die Angehörigen wissen es, und der Sterbende weiß oder ahnt, daß es bald zu Ende geht. Dieses aber wird überdeckt durch viele oberflächliche Worte. Das, was jetzt gesagt werden müßte, wird gerade nicht gesagt.

In der Beratung erleben wir diese Szenen neu. Wir spüren den Schmerz, arbeiten ihn durch; wir holen nach, was damals nicht möglich gewesen ist. In der Imagination gehen wir an das Sterbebett oder auf den Friedhof. Wir klären, was zu klären ist; sagen jetzt, was damals nicht ausgesprochen wurde, verabschieden uns voneinander – und lassen uns endlich los.

Die Gruppen sind davon sehr betroffen. Sie erinnern sich an Abschiede, die nicht stattgefunden haben, denen man ausgewichen ist. Wir sind ja eine Weglaufgesellschaft geworden, eine Gesellschaft, in der Menschen einfach auseinanderlaufen. Und wir meinen noch man könne auf diese Weise aus einer gemeinsamen Geschichte ohne Schaden aussteigen.



3. 2 Was haben diese Klienten der Gesellschaft zu sagen? Sie haben diese Erfahrung weiterzugeben: Wovon wir uns nicht verabschiedet haben, das läßt uns im tiefsten nicht los.

Früher sind Christen anders auseinander gegangen. Die Familie sammelt sich am Sterbebett, da wird nichts beschönigt; es ist klar und wird offen ausgesprochen, daß es bald zu Ende geht. Und weil man nur noch wenig Zeit füreinander hat, ist die Zeit für das oberflächliche Gerede zu kostbar. Man sagt sich, was gesagt werden muß; man klärt, was noch zu kären ist – offen und nüchtern; und die Gesunden und der Kranke feiern gemeinsam das Heilige Abendmahl. Sie lassen sich Gottes Vergebung zusprechen für all das, was zwischen ihnen nicht gut war: wo sie aneinander schuldig geworden sind. Sie verabschiedeten sich voneinander – und lassen sich los!

Mir fällt immer wieder auf, wie nahe beieinander das tiefe Weinen und das befreiende Lachen ist. Wer Mut hat zum Weinen, der kann dann auch aus der Tiefe heraus lachen. Vielleicht sollte der Kaiser die Trauerkleider nicht so schnell wegwerfen. Vielleicht sollte er sie noch einige Zeit tragen, damit er sich nachher in den fröhlichen bunten Kleidern um so wohler fühlt. „Weinen und lachen, klagen und tanzen – alles hat seine Zeit“, sagt der Prediger Salomo (3).

Gönnt euch die Zeit zum Weinen!

4. Abschiednehmen hat nicht immer mit Sterben zu tun. Viele laufen aus der Ehe und der Freundschaft weg, ohne zu klären, was noch geklärt werden müßte. Und sie nehmen den Ballast von Enttäuschungen, Ärger, Selbstvorwürfen mit in die neue Partnerschaft.

Junge Menschen gehen von Zuhause weg. Manche ziehen in eine Wohngemeinschaft, suchen ihren eigenen Lebensstil. Sie wollen es anders und natürlich besser machen. So ist heute auf den Laufstegen der Gesellschaft sehr beliebt der knappgeschnittene, enganliegende Bikini der Emanzipation. Knapp geschnitten und eng anliegend, damit das neugewachsene Eigenprofil um so deutlicher und für andere sichtbar werde.

4. 1 Ich halte Emanzipation für wichtig. Damit sie aber gelingen kann, damit über den Ablösungsprozessen nicht allzu viel in Trümmer geht, muß sie von den Eltern ausgehen. Emanzipation kommt vom lateinischen ‚emancipare‘ und bedeutet nach römischem Recht: der Vater erklärt seinen Sohn für selbständig. Er entläßt ihn aus den Sohnsverpflichtungen. Wörtlich: er gibt ihn aus der Hand. Ich emanzipiere dich! Dies kann das Kind nicht selber machen.

In der Beratung aber treffe ich immer wieder auf Eltern, die genau das nicht schaffen. die ihre Kinder nicht loslassen können.

4. 2 Vielen anderen ergeht es wie jener jungen Frau: Die Eltern haben ein Haus gebaut und gleich eine Wohnung für sie mit. Sie könnte heiraten; ein Kinderzimmer wäre auch schon da. Als die Tochter wegen des Studiums weggeht, haben das die Eltern nicht verstehen können. Sie könnte es doch zu Hause viel besser haben. Jetzt hat sie fertig studiert und soll zurückkommen. Sie mag aber nicht, jetzt jedenfalls noch nicht, sie möchte zunächst andere Luft atmen und hat das Gefühl, daß sie zu Hause nicht frei atmen kann.

Wenn ich darüber mit jüngeren und älteren Menschen spreche, öffnen sich Schleusen:

Wenn ich zu Hause bin, kommt sofort der Vorwurf, daß ich nicht öfters komme. Und jedesmal gibt's das Gezerre, daß ich noch einen Tag länger bleiben soll. Und genau deshalb mag ich nicht. Ich habe immer ein schlechtes Gewissen, wenn ich wieder wegfahre. Der stumme Vorwurf meiner Mutter begleitet mich, daß ich sie alleine lasse, obwohl sie so viel für mich getan hat. Meine Eltern brauchen mich, weil sie sich nichts mehr zu sagen haben; ich soll ihnen die Langeweile vertreiben. Sie brauchen mich – wie früher – als Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten. Ich will das aber nicht mehr!

Es gibt in den vielen schmucken Einfamilienhäusern viele Nester, die von den Alten gebaut und von den Jungen gemieden werden.

Aber auch wer zu Hause bleibt, möchte eine eigene Meinung haben dürfen, einen Raum innerer Freiheit, in dem er nicht belehrt und nicht umsorgt wird. Da macht es dann wenig aus, ob sich die Eltern selbst für modern halten oder nicht, ob sie das ganze Register moderner Erziehungssprüche kennen. Festgehalten wird nicht oben, festgehalten wird in der Tiefe, wo man es kaum erkennen kann. Und je mehr die Eltern festhalten, offen oder versteckt Druck ausüben, um so mehr wird zwischen Eltern und Kindern zerstört.

4. 3 Ich habe etwas frivol von dem knappgeschnittenen und enganliegenden Bikini der Emanzipation gesprochen, jenem manchmal krampfhaften Bemühen, das eigene Profil zu zeigen. Gehört dieses Gewand auch zu den Kleidern, die wir gerne hätten, aber noch längst nicht haben? Vielleicht tun wir nur so.

„Wer dahingibt, der empfängt“, sagt Jesus.

Wer seine Hände öffnen, wer weggeben kann, der wird auch etwas bekommen. Vielleicht hat er auch den anderen Satz gesagt, der von ihm überliefert wurde: „Wirf dein Brot ins Wasser, du wirst es wiederbekommen“ (4). Das also haben die Klienten der Gesellschaft – besonders den Eltern – zu sagen: Laßt uns doch los, damit wir wiederkommen können!

5. Wir leben in einer Leistungsgesellschaft und tragen das stolze, steifleinene Gewand eigener und kollektiver Tüchtigkeit und viele moderne Buttons darauf: „Wer sich anstrengt, der wird's schaffen“. Oder: „Bei uns gibt's Chancengleichheit für alle und jeden“. Gerade hier wird die Geschichte von des Kaisers neuen Kleidern sehr aktuell.

5. 1 Seit einigen Jahren haben wir in unseren Beratungen eine neue Klientel: Arbeitslose. Oft sind dies junge, intelligente Menschen, die sich beruflich qualifiziert oder die lange akademische Ochsentour mit guten Noten abgeschlossen haben. Trotzdem finden sie keinen Arbeitsplatz, weil für sie keine Plätze mehr da sind. Sie sind zehn Jahre zu spät geboren.

Was geschieht mit diesen Menschen in einer Gesellschaft, die auf immer mehr Leistung hin programmiert ist, auf Aufschwung? Einen Abschwung darf es eigentlich nicht geben. Weil das so ist, ist auch der einzelne auf den sozialen Aufstieg hin ausgerichtet. Wir sind von der inneren Programmierung her eine Aufsteigergesellschaft. Darum stoße ich in der Beratung immer wieder auf tiefverwurzelte, unbewußte Verträge zwischen Eltern und Kindern und nenne sie gerne „Tüchtigkeitsverträge“. Die Eltern haben mit nichts angefangen, haben in den Jahren des Wiederaufbaus hart arbeiten müssen

und haben es schließlich doch noch zu etwas gebracht. Aber die Kinder sollen es einmal besser haben. Auf dringendes Anraten der Gesellschaft und ihrer Politiker hin haben sie ihre Kinder auf höhere Schulen geschickt. Dies sei die Chance zum Aufstieg.

Und so tragen diese Kinder den ganzen Erwartungsdruck der Eltern: aus dir soll mindestens so viel werden, wie aus uns geworden ist. Oder noch häufiger: aus dir soll das werden, was wir nicht mehr geschafft haben.

5. 2 Ich selbst bin einer der vielen sozialen Aufsteiger. Mir ist erst mit 45 Jahren deutlich geworden, warum ich mich so angestrengt, so rastlos geschuftet habe. Erst so spät stieß ich auf einen – mir bis dahin unbewußten – Tüchtigkeitsvertrag, den meine Mutter mit mir geschlossen hatte, als ich noch ein kleiner Junge war: Aus dir soll etwas Besseres werden, das sollst und wirst du schaffen. Ich aber hatte noch die Chance, diesen Vertrag einzulösen. Für mich gab es noch einen guten Professorenplatz. Was aber geschieht mit jenen jungen Menschen, die solche Tüchtigkeitsverträge nicht mehr einlösen können, weil die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen dies nicht mehr zulassen? Sie werden diese in der Tiefe verwurzelten Verträge brechen müssen, und viele werden daran zerbrechen.

Was haben solche Klienten der Gesellschaft zu sagen? Ich kann nur ihren Aufschrei weitergeben: Was habt ihr mit uns gemacht!

6. Schauen wir nun den demokratischen Mantel an, den unsere Gesellschaft trägt. Ich möchte hier nicht von einem Mäntelchen sprechen, weil ich von der Demokratie nicht despektierlich reden möchte. Sie ist mir zu wichtig und zu viel wert.

6. 1 Oft kommen ganze Familien in die Beratungsstelle. Sie bringen ihre Konflikte und Streitereien mit. In einem längeren Prozeß müssen sie sehr mühsam lernen, Konflikte nicht zu verdrängen, nicht in das eisige böse Schweigen auszuweichen, offen auszusprechen, was sie am anderen ärgert und nervt. Sie müssen lernen, aufeinander zu hören, dem anderen eine Chance zu geben, die eigenen Interessen und die des anderen miteinander auszutarieren. Sie müssen lernen, auf Abwertung, Diffamierung und andere böse Mittel zu verzichten. Sie müssen faires Streiten lernen, um zu fairen Absprachen zu kommen, in denen keiner überfahren wird, bei denen kein übler Nachgeschmack bleibt. Denn dann würde alles bald wieder von vorne angehen.

6. 2 Das aber ist die Frage der Klienten an uns: Müssen eigentlich nur wir das lernen? Können ihr anderen das denn schon? Dies ist auch die Frage an unsere Politiker in Stadt und Land: Ist euer Streiten wirklich fair und human? Und was die Klienten zu sagen haben, sagen sie wieder nicht in der überheblichen Arroganz der Besserwisser, sondern aus eigenem tiefen Verstehen heraus: So wie ihr es macht, geht es doch wohl auch nicht – oder? (5).

7. Ich denke, daß unsere Klienten noch mehr zu sagen und zu fragen haben. Doch lassen wir jetzt die Berater zu Wort kommen.

7. 1 Diese Berater möchten zunächst einmal nicht mit anderen Beratern verwechselt werden, mit Einrichtungs-, Elektro-, Kosmetikberatern und all den vielen, die auf irgendeinem Gebiet fast alles wissen und denen Ratschläge geben, die das alles nicht so genau wissen.

Wir haben mit unserer Selbsterfahrungsgruppe in einem kleinen rheinhessischen Dorf eine preiswerte Unterkunft gefunden. Die Dorfbewohner sind neugierig und fragen: „Wer seid ihr und was macht ihr eigentlich hier?“. Wie soll man dies Außenstehenden erklären? „Wir haben Probleme und kommen her, um sie mit dem Professor zu besprechen“. „Hilft das denn?“. „Ja, doch“.

Was werden diese Leute nun von mir denken? Da ist einer, der alles über die Menschen und ihre Probleme weiß. Er hat das studiert und viele Jahre lang darüber gegrübelt. Aus der unergründlichen Fülle seiner Lebenserfahrung schöpft er Ratschläge: „In Ihrem Falle machen Sie das so und so“.

7. 2 Die Wirklichkeit qualifizierter Beratung sieht anders aus: Gewiß möchte der Klient Hilfe. Aber unterschwellig möchte er oft noch etwas anderes.

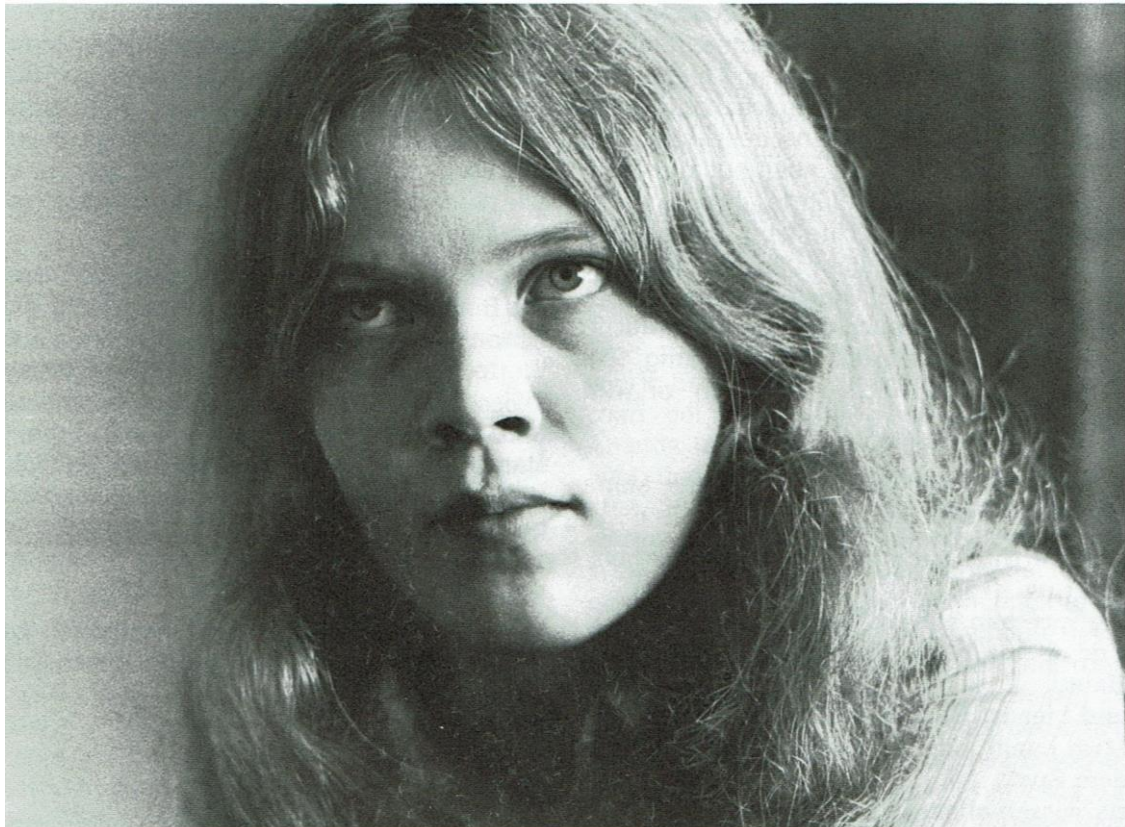
- Da ist das bekannte und schmerzhaftes Phänomen der Übertragung. Ich könnte vom Alter her der Vater meiner jungen Klienten sein. Und in der hochsensiblen Beratungssituation übertragen manche auf mich, was eigentlich ihrem Vater gilt: die Zuneigung, aber auch all den angestauten Ärger, die Wut und viele negative Erfahrungen. So stehe ich als Berater oft stellvertretend für andere da und muß deren Suppe auslöffeln.

- Wenn Familien in die Beratung kommen, so versucht oft jeder, den Berater auf seine Seite zu ziehen. Er soll sagen, daß ich recht und daß die anderen unrecht haben. „Sagen Sie's der Kathrin, auf uns hört sie ja nicht mehr!“. Wenn er hier nicht aufpaßt, wird er ins familiäre Hickhack hineingezogen und kann nicht mehr beraten.

- Da kommen Menschen, die in ihrer Traurigkeit versinken, in Resignation und Hoffnungslosigkeit und den Berater mit hineinziehen. Sie möchten die Bestätigung, daß alles, wirklich alles nicht nur finster, sondern dunkelschwarz ist. Wenn er sich da hineinziehen läßt, dann geht es ihm so, wie es Wolfgang Borchert beschreibt:

„Ich möchte Leuchtturm sein
in Nacht und Wind –
für Dorsch und Stint,
für jedes Boot –
und ich bin doch selbst
ein Schiff in Not!“.

So geht es zunächst nicht darum, was der Berater mit dem Klienten, sondern was der Klient mit dem Berater macht. Und wenn er qualifiziert beraten will, muß er dem Klienten ganz nahe sein in seinen Ängsten und in seiner Traurigkeit, in seinem Ärger und in seiner Wut – und darf sich doch nicht mit hineinziehen lassen. Der Berater steht nicht außerhalb des Beziehungssystems, in dem der Klient seine verletzenden und befreienden Erfahrungen gemacht hat und immer wieder neu macht. Er gehört dazu. Darum ist es sehr wichtig, daß der Klient hier erlebt, was er sich im tiefsten ersehnt und ihm vielleicht anderswo versagt geblieben ist: bedingungslose Zuwendung ohne Wenn und Aber. Ich verachte dich nicht in deiner Schwäche und in deinen Torheiten. Ich achte dich so, wie du bist. Und der Klient kann die Erfahrung machen: Hier kann ich sein, wie ich bin. Hier brauche ich keine Angst zu haben, kann offen sprechen über das, wofür ich mich so schäme. Ich kann mich fallen lassen und werde gehalten von guten, behutsamen Händen.



7. 3 Wer diese besondere Form der Nähe nicht aushält, wer nicht mit einsteigen kann in das große Dunkelfeld der menschlichen Probleme und Irrwege, der kann nicht Berater sein. Und wer die Menschen verachtet, der darf es auch nicht sein.

Martin Luther spricht einmal in einer Predigt über die Chrestotes und Philanthropia, über die Güte und Menschenliebe Gottes und zieht daraus für seine Zuhörer die Konsequenz: Du sollst ein Philanthropos sein, einer, der die Menschen liebt hat, ein „Gernleut“, einer der gerne bei den Leuten ist.

„Daß einer gerne bei den Leuten sei in seinem Beruf, ihnen gerne und herzlich diene. Seine Lust sei, bei den Leuten zu sein, ihnen zu raten und zu helfen. Gott hat uns nicht geschaffen, daß wir alleine sollen sein, sondern beieinander“.

Und Luther findet dann in der ganzen Heiligen Schrift keine lieblicheren Worte als diese zwei: Güte und Menschenliebe, das „gütige gerne bei den Menschen sein“. Und diejenigen, die in eine selbstgewählte Einsamkeit fliehen, nennt er „Holzböck (6).

Vielleicht ist die oft beklagte akademische Praxisferne, auch die Praxisferne einer akademischen Psychologie, die sich hinter Statistiken und Fragebögen verschanzt, zutiefst Menschenferne und Menschenverachtung. Wenn sich der Berater aber auf die Menschen einläßt, ein Gefährte ihrer Ängste, Wünsche und Sehnsüchte wird, dann wachsen Nähe und Vertrauen. Wer sie nicht verachtet, empfängt viel Gutes von ihnen, empfängt, was jeder — auch der Berater braucht: Verstehen, Dankbarkeit, Anerkennung, Zuneigung. Er muß nicht nur geben, er wird auch beschenkt.

7. 4 Mir geht ein Gedicht von Rainer Maria Rilke durch den Sinn:

„Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort.

Sie sprechen alles so deutlich aus:

Und dieses heißt Hund, und jenes heißt Haus,

und hier ist Beginn, und das Ende ist dort. Mich bangt auch ihr Sinn, ihr Spiel mit dem Spott,

sie wissen alles, was wird und war; kein Berg ist ihnen mehr wunderbar; ihr Garten und Gut grenzt grade an Gott. Ich will immer warnen und wehren: Bleibt fern.

Die Dinge singen hör' ich so gern.

Ihr rührt sie an: Sie sind starr und stumm. Ihr bringt mir alle die Dinge um“.

Rilke fürchtet Menschen, die alles so genau wissen. Ein Hund ist ein Hund und ein Haus ist ein Haus — und sonst nichts. Sie kleben Etiketten, sie stempeln ab, sie sortieren in Schubladen. Und wenn sie es einsortiert haben, dann sind sie damit fertig. „Sie wis-

doch so wenig. Wer sich auf das Abenteuer der helfenden Begleitung einläßt, wer Menschen auf ihren verschlungenen Wegen begleitet, wer vorsichtig Blatt um Blatt ihrer Lebensgeschichte aufschlägt und mit ihnen neu liest, der lernt das Staunen, der sieht die Wunder, die auch in einem unscheinbaren Menschenleben geschehen.

Rilke möchte „die Dinge singen hören“. Und die Berater möchten den anderen dafür die Ohren öffnen: Hört doch nicht nur auf die Worte, hört auf den Klang, auf die vielen Zwischentöne, die das Leben so spannend und so reich machen. Ihr mit den vorgeplanten Schablonen begreift doch endlich, daß die Farbskala des Lebens unendlich bunt ist. „Ihr rührt sie an, sie sind starr und stumm.“ Seid doch nicht so grob, ihr macht so viel kaputt!

Das haben die Berater der Gesellschaft zu sagen: Um Gottes willen geht behutsam mit den Menschen um!

Anmerkungen:

- 1) Leicht überarbeitete Fassung eines Vortrags zum 30-jährigen Bestehen des „Instituts für Beratung und Therapie von Eltern und jungen Menschen“ in Wiesbaden im April 1983
- 2) 1. Mose 3, Vers 7
- 3) Vergleiche Prediger 3, Vers 4
- 4) Ein Satz aus den sogenannten „Apokryphen“, das sind Worte, die man Jesus zugeordnet hat, deren Echtheit aber umstritten ist. Sie haben keine Aufnahme mehr ins Neue Testament gefunden
- 5) Dieser Abschnitt ist sehr kurz geworden. Dazu ausführlicher mein Aufsatz: „Unselig sind die Friedfertigen — selig aber sind die Friedensstifter“, WH 2/83, S. 11 ff.
- 6) Predigt über Titus 3, 3 in der Weihnachtspostille von

Weltweite Hilfe

Sonderteil 1/1984



**JANUSZ KORCZAK -
Vorbild für Kinder und Erwachsene**

JANUSZ KORCZAK – VORBILD FÜR KINDER UND ERWACHSENE

Werner Licharz

Im August 1982 jährte sich zum 40. Mal jener Tag, an dem der bekannte polnische Arzt, Erzieher und Schriftsteller mit seinen ihm anbefohlenen zweihundert jüdischen Kindern in einen Waggon stieg, der in das Todeslager nach Treblinka fuhr. Daß Korczak eine verheißungsvolle Arztkarriere aufgegeben hatte, daß er ein Leben lang mit Kindern zusammenlebte und im Umgang mit Kindern sein Leben immer wieder neu bestimmte, fand seine Erfüllung darin, daß er auch dann die Kinder nicht allein ließ, als sie zur Ermordung abgeführt wurden, nur weil sie jüdische Kinder waren. Von altersher sind Kinder in Krisenzeiten der Menschheit und der Völker immer besonders bedroht gewesen. Was jüdische Kinder aber mitten in Europa erfahren haben, ist schlechterdings nicht beschreibbar. Shimon Sachs, Professor für Heil- und Sonderpädagogik an der Universität Tel Aviv, hat beim Empfang des Deutschen Korczak-Preises 1980 in Gießen folgendes hierzu angemerkt:

„Ein Blick auf die Geschichte vom Altertum bis zum heutigen Tage zeigt, daß das erste Opfer bei Unruhen und Hungersnot, bei Kriegen und Vertreibungen das Kind war, und trotz aller internationalen Verständigungsparolen es auch geblieben ist. Aber jenseits existentieller Not steht die düstere Zeit der Judenverfolgung im Dritten Reich einzigartig in ihrer menschlichen Bosheit, politischen Borniertheit und Menschenverachtung da, eine Welt, in der sogar das Weinen eines hilflosen Kindes verlacht war, und dies geschah mitten im Herzen Europas, und kaum zu fassen, erst vor vierzig Jahren ¹ .“

Janusz Korczak hat als Erzieher und Arzt nicht nur immer wieder versucht, verantwortlich mit den Kindern zu reden, er bleibt vielmehr glaubwürdig als Freund der Kinder bis in den Tod hinein. Reden und Tun, Theorie und Praxis finden in ihm eine einzigartige Synthese. Allein hierdurch hat er seine tiefe Zugehörigkeit zum Judentum, zum jüdischen Glauben eindrucksvoll unterstrichen.

Wenn Dietrich Bonhoeffer in „Widerstand und Ergebung“ schreibt:

„Es ist nicht unsere Sache, den Tag vorauszusagen – aber der Tag wird kommen –, an dem wieder Menschen berufen werden, das Wort Gottes so auszusprechen, daß sich die Welt darunter verändert und erneuert. Es wird eine neue Sprache sein, vielleicht ganz unreligiös, aber befreiend und erlösend, wie die Sprache Jesu, daß sich die Menschen über sie entsetzen und doch von ihrer Gewalt überwunden werden, die Sprache einer neuen Gerechtigkeit und Wahrheit, die Sprache, die den Frieden Gottes mit den Menschen und das Nahen seines Reiches verkündet ² .“

dann gehört nach meiner Überzeugung Janusz Korczak zu diesen berufenen Menschen hinzu. Im Jahr 1980 erschienen im Rahmen der Bemühungen um eine Publikation der Korczak-Schriften in der Bundesrepublik Deutschland in einem Büchlein mit dem Titel „Allein mit Gott – Gebete eines Menschen, der nicht betet“ achtzehn Gebete von Janusz Korczak, die er in den zwanziger Jahren in Warschau nach einer großen persönlichen Krise aufgezeichnet hatte. Erich Dauzenroth und Adolf Hampel haben in ihrem Nachwort dazu angemerkt:

„Rechtgläubigkeit im lehramtlichen Sinne ist aus den Gebeten Korczaks nicht zu ermitteln. Wenn der alte theologische Grundsatz 'lex orandi, lex credendi' – der Ordnung des Betens entspricht die Ordnung des Glaubens – Gültigkeit hat, dann steht hinter den Ge-

beten des 'Lehrers von Warschau und Treblinka' ... ein wunderlicher, bunter, gar widersprüchlicher Glaube ³.

Ich empfinde jedenfalls beim Lesen und Mitbeten dieser achtzehn Gebete, daß es sich hier um eine neue Sprache handelt, befreiend, weil stellvertretend, hoffnungsvoll, weil emphatisch. Es ist eine Sprache, die Kindern und ihrem Verhalten abgelauscht wurde, eine Sprache, die die Phantasie jedes Lesers und Hörers anregt, eine Sprache, die einfühlsam ist, weil sie die Andersheit des andern Menschen wirklich umfaßt. Im Gebet der Veröhnung bekennt Korczak von sich:

„Ich habe dich, mein Gott, gefunden und freue mich wie ein verirrttes Kind, wenn es aus der Ferne eine vertraute Gestalt erblickt. Ich habe dich gefunden, mein Gott, und freue mich, wie ein Kind, wenn es, aus bösem Schlaf erweckt, das sanft lächelnde Gesicht mit heiterem Lächeln begrüßt. Ich habe dich gefunden, mein Gott, wie ein Kind, das einer schlechten, einer fremden Pflege anvertraut, geflohen ist und nach so vielen Mühen, nach Abenteuern sich endlich an die teure Brust schmiegt, in das Lied des Herzens, dem es aufmerksam lauscht. Durch die Versuchungen des Lebens, durch irre Wolken und Gestöber meiner Sinne, durch falsche Propheten – komme ich zu dir. Und ich freue mich wie ein Kind – und ich nenne dich weder groß noch gerecht noch gut – ich sage 'mein Gott'.
Ich sage: 'Mein' und habe Vertrauen ⁴.

Wer Kindern so nahe steht, daß er seinen Glauben aus ihren Gefühlen, ihrem Denken und Verhalten heraus sprachlich zu gestalten weiß, der ist nicht weit von dem entfernt, was Jesus den Christen gesagt und vorgelebt hat: „Und sie brachten Kinder zu ihm, damit er sie anrühren möchte. Die Jünger aber schalten die, welche sie brachten. Als Jesus das sah, wurde er unwillig und sprach zu ihnen: Lasset die Kinder zu mir kommen, wehret es ihnen nicht; denn solchen gehört das Reich Gottes. Wahrlich, ich sage euch: Wer das Reich Gottes nicht annimmt wie ein Kind, wird nicht hineinkommen: Und er umarmte und segnete sie, indem er ihnen die Hände auflegte.“ (Markus 10,13-16).

Wem es wirklich ernst damit ist, daß das Reich Gottes nur wie ein Kind empfangen werden kann, der sollte bei Janusz Korczak in die Lehre gehen. Denn wo können wir sonst so Tiefes und Authentisches über Kinder erfahren, wer kann uns besser als er dazu anleiten, ehrlich mit uns umzugehen und glaubwürdig für unsere Umwelt zu werden? Sich auf Janusz Korczak einzulassen bedeutet, auf eine Spur gesetzt zu werden. Neues zu lernen nicht nur als Pädagoge, sondern auch für das gesamte Lebens- und Weltverständnis. Es bedeutet auch, neu und anders über die Traditionen nachzudenken, in denen wir groß geworden sind.

„Diese und jene werden dir sagen: So macht es Gott. So will es Gott. Gott verzeiht und vergibt. Er zürnt und wütet, dieser Gott. Er belohnt, segnet, hilft, straft. Eine einzige und kurze Wahrheit. Eine einzige Antwort auf alles: Gott. Eine einzige Wahrheit und eine einzige kurze Antwort für alles. Eine Antwort, schnell und leicht, auf alle Fragen. Möchtest du wirklich eine leichte und schnelle Antwort, oder möchtest du eine schwere und langsame Antwort, alt und neu, die du selbst finden wirst? ⁵.

So fragt Korczak, so fragt der, der in den 30er Jahren nach Erez Israel fuhr, um seine Tradition wieder zu entdecken und sie aus erzieherischer Perspektive neu zu erzählen. Er wollte die Kindheit bedeutender biblischer Gestalten beschreiben, die von David, Salomon, Jeremia und auch von Jesus von Nazareth. Soviel wir heute wissen, ist es nur

„Ich sage: Ich las in der Bibel; denn das Geschriebene lebt Generationen und tausend Jahre. Ich weiß, denn ich lese die Bibel. Ich weiß mehr, denn ich habe nachgedacht, ich habe gefragt und geantwortet. Ich werde erzählen, und du, suche du auch, suche selbst ⁶.“

Korczak fordert uns auf, unsere eigene Phantasie nach Ägypten und nach dem Nil auszurichten, „in die armselige Hütte des Sklaven, in den Palast des Pharaos“. Die oft spärlichen Informationen des biblischen Textes regen die Phantasie Korczaks über die ganze Umwelt des Mose an. So fragt er sich an einer Stelle, ob wohl die Mutter des Mose, Jochebet, ihrem Säugling Wiegenlieder gesungen habe, um ihn einzuschlängeln oder sein Weinen zu beruhigen. Korczak findet darüber nichts im Text, aber er ist sich sicher, daß Jochebet ganz in der Sprache der Mütter gesprochen haben muß.

„Mein Gott, erlöse und rette dieses Kind, das ich geboren habe“, oder sie betete leise ihren Gedanken: „Du, das Leben voller Licht, lasse mein Kind Dir glücklich sein“. Oder sie bat unter Herzklopfen: „Pharao, Du, der Schreckliche und Ferne auf Deinem Königsthron, erhöre mein Flehen und ermorde ihn nicht“. Oder: „Fluß Ägyptens, warum willst du diesen Säugling erschrecken? Er ist nicht schuldig!“ Und vielleicht so: „Mein kleiner Sohn, sei stark und tapfer. Rette Dich, wie Du es kannst, wenn ich Dich nicht vor dem Urteil des mächtigen Königs verstecken kann“.

„Sie betete mit bebenden Lippen und in stillen Gedanken und mit Blicken und mit Seufzern und Tränen. Sie betete mit leisem Lächeln und Segenssprüchen; denn so war es und so ist es, wenn eine arme und traurige Mutter, eine Dienerin und eine Gefangene, sich mit leisem Lächeln ihrem Kind zuwendet ⁷.“

Erzählende Theologie und erzählende Pädagogik ergänzen sich in diesen Texten. Beide gründen sich darauf, daß sie das Leben und Leiden von Menschen in den verschiedensten Lebenssituationen zum Ausgangspunkt ihres Nachdenkens und ihrer Praxis machen. Helmut Ruppel hat in seinen notwendigen Erinnerungen an Janusz Korczak die Frage aufgeworfen, inwiefern eine Theologie als Biographie möglich sei. Indem er Gedanken des katholischen Theologen Johann-Baptist Metz aufnimmt, fordert er für die Theologie:

„Theologie als zum System gewordene Berührungsangst vor dem unbegriffenen Leben sollte sich darauf besinnen, daß sie – 'es war einmal...' – Quellen entstammt, die heutzutage mit Sicherheit 'unwissenschaftlich', 'dilettantisch', genannt würden: 'Biographie, Phantasie, akkumulierte Erfahrung, Konversionen, Visionen, Gebete', den Splintern und Scherben tagträumender, erinnernder, kämpfender, von Erfahrungen aufgerufener Menschen, entziffert-buchstabiertem Alltag, vernarbtem Leben und gezeichneter Zeit“.

Ruppel konstatiert, daß wir in der Theologie ein erhebliches Defizit an öffentlicher Anerkennung der Poesie und des Diskurses hätten. Und in dieser Situation sei das Werk Korczaks

„irritierend, überraschend und zutiefst fremd ⁸

Wenn sinnvolles Leben so stark an das Leben von Kindern gebunden ist, wie es bei Korczak zum Ausdruck kommt, wenn andererseits christlicher Glaube nur gelebt werden kann, wenn wir werden wie Kinder, so hängt alles davon ab, daß wir mit Kindern in einen wirklichen Dialog eintreten. Aber was wissen wir eigentlich über Kinder?

„Kinder – wer sind sie eigentlich? Sind wir ihnen unterlegen? Sind sie ein Vorstadium von uns? Fleisch von unserem Fleisch und zugleich das größte Rätsel, das uns aufgegeben

ist; weiter weg als der Mond und näher als die eigene Haut. Vieldeutig und kompliziert sind unsere Beziehungen zu ihnen. Sie stehen neben uns und uns gegenüber, sind Staatsanwalt, Teufelsadvokat, Richter, Ankläger und Verteidiger zugleich. Sie sind in unserer Mitte als die verletzbare Partei, jede verletzbare Partei. Das Kind steht für den Armen, den Entrechteten, Invaliden, Hungrigen und Dürstenden, für all jene, an denen unsere Menschlichkeit erprobt wird. Sie alle kommen im Kind zusammen, deshalb ist das Kind jenes, an dem alles gemessen wird: Wir selbst, die Kirchen, die Gesellschaft. Am Kind werden unsere Aggression, unsere Intoleranz und unsere Lügen zuerst entdeckt ⁹!

Solches Wissen um die Kinder hat Korczak sich zuallererst im täglichen Umgang mit den Kindern angeeignet. Im Leben in den Kinderheimen konnte er erfahren, daß Kinder wirkliche Menschen sind. Er nahm ihre Herausforderung an und übte sich Tag für Tag tiefer in den Dialog mit ihnen ein. Wie sehr die Waisenkinder immer mehr seine Kinder wurden, wie sehr er mit ihnen und sie mit ihm zusammen gehörten, das läßt sich unschwer aus jenem Gebet entnehmen, in dem Korczak die Ängste und Hoffnungen seines Erzieherdaseins in Worte faßt, im „Gebet eines Erziehers“:

„Ich bringe dir keine langen Gebete, oh Gott, noch sende ich zu dir zahlreiche Seufzer... Ich mache keine tiefen Verbeugungen, bringe kein reiches Opfer zu deiner Ehre, zu deinem Ruhm. Ich wünsche nicht, mich hineinzustehlen in deine mächtige Gnade noch trachte ich nach erhabenen Gaben. Meine Gedanken haben keine Flügel, die das Lied zum Himmel tragen. Meine Worte haben weder Farbe noch Duft noch Blüten. Müde bin ich und schläfrig. Mein Blick ist verdunkelt, der Rücken gebeugt unter der großen Last meiner Pflicht. Und dennoch trage ich eine herzliche Bitte zu dir, oh Gott. Und dennoch besitze ich ein Juwel, das ich nicht meinem Bruder – dem Menschen – anvertrauen will. Ich fürchte, der Mensch wird es nicht verstehen, nicht nachempfinden, es mißachten und verlachen.

Während ich vor deinem Antlitz wie graue Demut bin, oh Herr, so stehe ich mit meiner Bitte vor dir – als flammende Forderung. Während ich still flüstere, verkünde ich diese Bitte mit der Stimme unbeugsamen Willens. Mit befehlendem Blick schieße ich über die Wolken. Aufrecht stehend stelle ich meine Forderung, denn ich verlange nichts für mich. Gib den Kindern einen guten Willen, unterstütze ihre Anstrengungen, segne ihre Mühen. Führe sie nicht den leichtesten Weg, aber den schönsten. Und als Anzahlung für meine Bitte, nimm mein einziges Juwel: die Traurigkeit. Meine Trauer und Arbeit ¹⁰ .“

Welch eine Spannung durchzieht diese Worte und Sätze! Nachdem religiöses Reden als nur Gelerntes, Aufgesetztes, Egozentrisches, billige Gnade Erheischendes abgewehrt worden ist, stellt sich Korczak Gott gegenüber, so wie er ist, so wie er als Erzieher geworden ist (Müde bin ich und schläfrig. Mein Blick ist verdunkelt, der Rücken gebeugt unter der großen Last meiner Pflicht). Fast entschuldigend sagt er, warum er Zuflucht zu Gott genommen hat: Der Mensch könnte sein Anliegen nicht verstehen. Als der Fordernde, aber auch als der, der sich vor Gott ganz in die Waagschale wirft und seine Kinder Gott anbefiehlt, steht Janusz Korczak in der großen Kette der Glaubenszeugen, der Beter und Rebellen, die das jüdische Volk in seiner langen oft unheilvollen Geschichte immer wieder hervorgebracht hat.

Eine von Korczaks schönsten Schriften trägt die Überschrift: „Der Frühling und das Kind“. Sie ist 1921, wenige Jahre nach dem 1. Weltkrieg, entstanden und enthält noch die Schrecken und das Erschrecken über den Wahnsinn von Menschen und Völkern:

„Man hatte gedacht: Nach diesem Krieg wird kein erwachsener Mensch mehr den Mut haben, ein Kind deshalb zu schlagen, weil es eine Scheibe einschlug oder die erhabene Atmosphäre des Schulunterrichts unterbrach. Man hatte angenommen, daß wir mit hängenden Köpfen und gesenkten Augen an den Kindern vorbeigehen würden – wir – verantwortlich für den entfachten Wahnsinn, dessen einer Hauch mehr Schaden angerichtet hat als alle Bälle und Streiche der Kinder, dieser ersten zu würdigenden Opfer des letzten Krieges

Deshalb entrüstet sich Korczak über die Pädagogen seiner Zeit, die den Rohrstock in der Schule verwenden, so als ob Erwachsene das Recht hätten, mit Gewalt das Recht des Kindes zu verletzen.

Trotz der Wucht menschlichen Elends, das Korczak mit wachen Augen diagnostiziert, hofft er auf den Frühling. Er glaubt, daß das Kind ebenfalls, genauso wie es die Leiden seiner Zeit wahrnimmt, eine Vorahnung vom Frühling des Menschen haben könnte. Das Kind

„ahnt den Frühling, ahnt den Augenblick voraus, wo der Mensch sich nicht nur mit den Menschen verständigen wird, nicht nur der Weiße mit dem Schwarzen, der Reiche mit dem Armen, der Mann mit der Frau und der Erwachsene mit dem Kind – sondern auch mit der Sonne und den Sternen, dem Wasser und der Luft, mit der weißen Birke und dem Maiglöckchen, mit dem Hund und der Lerche. Es ahnt voraus, daß wir nicht nur in Schweiß und Kampf, sondern durch Spiel und freudiges Bemühen das erreichen werden, wonach die Menschheit sehnsüchtig über Kreuze und Scheiterhaufen hinweg, in Schweiß und Blut tragisch, einsam und von Gott verlassen strebt¹².

In der von ihm und den Kindern gemeinsam herausgegebenen Zeitung im Waisenhaus wendet sich Janusz Korczak mit folgendem Abschiedsbrief an die Zöglinge, die das Heim verlassen:

„Wir geben Euch nichts. Wir geben Euch keinen Gott, denn ihr müßt ihn selbst mit der eigenen Seele suchen, im einsamen Kampf. Wir geben Euch kein Vaterland, denn Ihr müßt es durch eigene Anstrengung Eures Herzens und durch Nachdenken finden. Wir geben Euch keine Menschenliebe, denn es gibt keine Liebe ohne Vergebung, und Vergeben ist mühselig, eine Strapaze, die jeder selbst auf sich nehmen muß. Wir geben Euch eins: Sehnsucht nach einem besseren Leben, welches es nicht gibt, aber doch einmal geben wird, ein Leben der Wahrheit und Gerechtigkeit. Vielleicht wird Euch diese Sehnsucht zu Gott, zum Vaterland und zur Liebe führen. Lebt wohl, vergeßt es nicht¹³.

Wenn Korczak hier von der „Sehnsucht nach einem besseren Leben, welches es nicht gibt, aber doch einmal geben wird, ein Leben der Wahrheit und Gerechtigkeit“ spricht, so sind dies nur andere Worte für den gleichen Wunsch, den Christen im Vaterunser-Gebet zum Ausdruck bringen: Dein Reich komme. Janusz Korczak lehrt uns, im Kind einen vollwertigen Menschen zu sehen, mit dem ich in einen echten Dialog treten kann. Würden wir wie Janusz Korczak mit und bei unseren Kindern leben, dann wäre damit eine Revolutionierung der Kinderwelt verbunden. Diese würde unabsehbare Konsequenzen für den Umgang der Erwachsenen untereinander haben. Sie, wir würden feiner und feinfühlicher auf jeden anderen Menschen zugehen, wir würden zuerst hören und dann reden, zuerst aufnehmen und annehmen, um dann uns auseinanderzusetzen, wir würden vor allem gemeinsam mit den Kindern unsere Welt kindgemäßer gestalten. Wer von uns Erwachsenen könnte bestreiten, daß sie dann dem Reich Gottes mehr entsprechen würde als unsere gegenwärtige Welt im Kleinen und Großen?

Wir sind dem Verhältnis von Glauben und Erziehen bei Janusz Korczak nachgegangen und haben uns selbstkritisch gefragt, wie wir heute, von Korczak lernend, verantwortlich von Gott und vom Menschen reden können. Es ist ein gläubiger Humanismus, der durch Leben und Werk von Janusz Korczak hindurchscheint ¹⁴.

Indem ich eine Interpretation des bekannten dänischen Theologen Sören Kierkegaard aus dem vergangenen Jahrhundert aufnehme, möchte ich sagen, was mir Janusz Korczak bedeutet. Kierkegaard hat in seinen erbaulichen Reden 1843/44 die Gestalt des Hiob als eines Lehrers der Menschheit herausgestellt ¹⁵. Er interpretiert die Verse 20 und 21 im ersten Kapitel des Hiob-Buches: „Da stand Hiob auf, zerriß sein Kleid und raufte sein Haupt und fiel auf die Erde und betete an und sprach: Ich bin nackt von meiner Mutter Leib gekommen, nackt werde ich wieder dahinfahren. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt.“ Hiob ist ein Lehrer der Menschheit, weil er mit seiner ganzen Existenz dieses schöne Wort bestätigte. Ich will nun versuchen, mit der Sprache und der Satzstruktur Kierkegaards Janusz Korczaks Bedeutung als Lehrer der Menschheit herauszustellen. Vielleicht gelingt es mir, mit Hilfe der Verfremdung des Kierkegaardschen Textes Janusz Korczaks Bedeutung angemessen zu beschreiben. Ich stelle diesen Betrachtungen einen Korczak-Text voran. Korczak schreibt in „Wenn ich wieder klein bin“:

An den erwachsenen Leser:

Ihr sagt: „Der Umgang mit Kindern ermüdet uns“.

Ihr habt recht.

Ihr sagt:

„Denn wir müssen zu ihrer Begriffswelt hinuntersteigen. Hinuntersteigen, uns herabneigen, beugen, kleiner machen.“

Ihr irrt euch.

Nicht das ermüdet uns. Sondern – daß wir zu ihren Gefühlen emporklimmen müssen. Emporklimmen, uns ausstrecken, auf die Zehenspitzen stellen, hinlangen. Um nicht zu verletzen ¹⁶.

Nicht allein den heißen wir einen Lehrer der Menschheit, welcher dank einer besonderen Gunst des Glücks entdeckt oder dank unermüdlicher Anstrengung und durchgreifender Ausdauer erforscht hat die eine oder die andere Wahrheit und das Gewonnene hinterlassen als ein Lehrstück, welches die nachfolgenden Geschlechter sich mühen zu verstehen und mit diesem Verstehen sich anzueignen; sondern auch den heißen wir, vielleicht in einem noch strengeren Sinne, einen Lehrer der Menschheit, welcher keine Lehre hatte, sie anderen zu übergeben, sondern dem Geschlecht lediglich sich selber hinterlassen als ein Vorbild, sein Leben als eine Anleitung für jeden Menschen, seinen Namen als eine Bürgschaft für die vielen, seine Tat als eine Aufmunterung für die Versuchten. Solch ein Lehrer und Führer der Menschheit ist Janusz Korczak, seine Bedeutung liegt keineswegs in dem, was er uns schriftlich hinterlassen hat, sondern in dem, was er getan. Freilich hat er uns eine Fülle von Gedanken und Anregungen hinterlassen, Romane, Essays, Geschichten, kinderpsychologische Abhandlungen, Gedichte, Gebete, die jeden aufgeschlossenen Menschen, insbesondere den Erzieher, elementar ansprechen und herausfordern, trösten und ermuntern, so daß noch viele Generationen sich von ihm anstecken lassen werden und sich an ihm orientieren können; niemand ist so vermessen, der Fülle dieses Gedankenstromes etwas hinzuzufügen oder fortzunehmen. Indes, alles Gesagte und Geschriebene, alles noch so logisch Durchdachte ist nicht das Wegweisende, und Korczaks Bedeutung liegt nicht darin, daß er es gesagt und aufgezeichnet, obwohl bei ihm Wort

und Schrift sich durch ein Höchstmaß an menschenmöglicher Emphatie auszeichnen, sondern darin, daß er dem Gesagten und Geschriebenen nachgekommen ist mit der Tat. Wofern nicht Korczak, sondern ein anderer dies alles gesagt und geschrieben hätte, oder wofern Korczak ein anderer Mensch gewesen wäre, wären auch seine Worte und Gedanken andere, bedeutungsvoll, wenn anders sie sein sollten, dadurch, daß sie gesprochen und unter höchst schwierigen Bedingungen zuerst in Polen, dann in Israel und seit einigen Jahren auch in Deutschland Zug um Zug publiziert werden konnten, sein Wort wäre jedoch nicht bedeutungsvoll dadurch, daß er handelte, indem er es sprach, daß das Aussprechen selber eine Handlung gewesen. Wofern Korczak sein ganzes Leben daran gewandt hätte, Lehren einzuschärfen, wofern er es für die Summa und die Vollendung dessen gehalten hätte, was ein Mensch vom Leben sich lehren lassen soll, wofern er lediglich fort und fort andere belehrt hätte, jedoch nie selbst nach seiner Lehre gehandelt hätte, so ist Korczak ein anderer, seine Bedeutung eine andere. Alsdann wäre sein Name kaum bekannt und wenig bedeutsam, oder es wäre doch gleichgültig, ob man ihn weiß, die Hauptsache wären seine Schriften und für einige Freunde und Mitarbeiter seine Worte zu ihnen und zu den Kindern. Hätte unsere Generation seine Anstöße rechtzeitig aufgenommen, so wären diese es, die eine Generation der anderen weiterreichte; jetzt hingegen ist es Korczak selbst, als Freund der Kinder bis ins Alter und bis nach Treblinka, welcher das Geschlecht auf dem Wege anführt. Wenn also das eine Geschlecht ausgedient hat, sein Werk vollbracht, seinen Kampf ausgestritten, dann ist Korczak sein Führer gewesen; und wenn das neue Geschlecht mit seinen unübersehbaren Scharen und in diesen jeder einzelne an seiner Stelle dasteht, bereit, die Wanderschaft zu beginnen, dann ist Korczak abermals zur Stelle, nimmt seinen Platz ein, den des äußersten Vorpostens der Menschheit. Sieht das Geschlecht in glücklichen Zeiten nichts als frohe Tage, so geht Korczak fröhlich und humorvoll mit, und falls der einzelne dennoch in seinen Gedanken das Entsetzliche erlebt, geängstigt wird von der Vorstellung, was das Leben an Grauen und Not bergen möge, nachdem Auschwitz im Herzen Europas geschehen konnte, und wie doch niemand wisse, wann die Stunde der Verzweiflung für ihn, ja für die gesamte Menschheit schlage, so sucht sein beschwerter Sinn Zuflucht bei Korczak, verweilt bei ihm, tritt in ein echtes Gespräch mit ihm ein und läßt sich von ihm zur Ruhe bringen; denn er, Korczak, geht getreulich mit und tröstet freilich nicht so, als hätte er ein für allemal erlitten, was von nun an nie mehr erlitten werden soll; jedoch er tröstet als einer, der da bezeugt: das Entsetzliche ist erlitten, das Grauen erlebt worden, der Verzweiflung Streit ist durchkämpft, Gott zur Ehre, ihm zum Heil, ändern zu Nutz und Frommen. An frohen Tagen, in glücklichen Zeiten, geht Korczak dem Geschlecht zur Seite, und verbürgt ihm seine Freude, kämpft wider den angstvollen Traum, daß plötzliches Grauen einen Menschen überfallen könne und Macht haben, ihm sein Selbst zu morden gleich einer sicheren Beute. Allein der Leichtsinrige könnte den Wunsch haben, Korczak, der Pestalozzi aus Warschau, möge nicht dabei sein, sein ehrwürdiger Name solle ihn nicht an das mahnen, was Deutsche den Juden und Polen angetan haben, was er zu vergessen sucht, daran, daß es Entsetzen gibt und Angst; allein der Selbstsüchtige könnte den Wunsch haben, Korczak möge nicht da sein, die Vorstellung von seinem und seiner Kinder Leiden -- dem Leiden und Sterben allein einer Million jüdischer Kinder, nur weil sie Kinder von Juden waren -- mit ihrem strengen Ernste solle ihm seine kümmerliche Freude nicht stören, ihn nicht aufschrecken aus seiner in Verstockung und Verlorenheit trunkenen Sicherheit. In stürmischen Zeiten, wenn des Daseins Grundfesten wanken, wenn der Augenblick erbebt in angstvoller Erwartung dessen, was da kommen möge, wenn jede Erklärung verstummt beim Anblick des wilden Aufruhrs -- Martin Buber spricht von der Stunde, da die Katastrophe ihre letzte Drohung vorausschicken wird, in der die in der Querfront Stehenden anstelle der Vertreter des allgewaltigen politischen Prinzips

einspringen müssen, zusammentreten und mitsammen versuchen, endlich Gott zu geben, was Gottes ist, oder was hier, da eine verlorene Menschheit vor Gott steht, das gleiche bedeutet, dem Menschen zu geben, was des Menschen ist, um ihn davor zu retten, daß er durch das politische Prinzip verschlungen wird —, wenn des Menschen Innerstes sich in Verzweiflung windet und „in der Seele Bitternis“ gen Himmel schreit, da geht Korczak immer noch dem Geschlecht zur Seite und bürgt dafür: es gibt einen Sieg, bürgt dafür: mag auch der einzelne im Streit verlieren, es gibt dennoch einen Gott, und er wird, gleich wie er eine jede Versuchung menschlich sein läßt, er wird sogar, wo ein Mensch nicht in der Versuchung bestünde, ihren Ausgang dennoch so sein lassen, wie wir es zu ertragen vermögen, ja herrlicher als menschliche Erwartung je es gedacht. Allein der Trotzige könnte wünschen, Korczak sei nicht da, auf daß er seine Seele ganz und gar freimachen könne von der letzten Liebe, die doch noch übrig wäre in der Verzweiflung Klageschrei, auf daß er dermaßen klagen, dermaßen das Leben verfluchen könne, daß in seiner Rede auch nicht ein Ton von Glaube, Vertrauen und Demut mitschwänge, auf daß er in seinem Trotz den Schrei zu ersticken vermöge und es nicht etwa den Anschein habe, als gebe es da einen, den der Schrei herausfordere. Allein der Weichmütige könnte wünschen, Korczak habe keine Bedeutung für uns und in unserer Zeit, auf daß er je eher desto lieber jeden Gedanken fahren lassen, jede Regung aufgeben könne in der widerwärtigsten Ohnmacht, sich selber austreichen könne in dem elendesten und jämmerlichsten Vergessen. Darum heißen wir Korczak recht eigentlich einen Lehrer der Menschheit, nicht bloß des einzelnen Menschen, weil er vor einen jeden hintritt als sein Vorbild, einen jeden lockt mit seinem herrlichen Beispiel, einen jeden anruft, die Andersheit des anderen Menschen als eine einzigartige Bereicherung für sein eigenes Leben aufzunehmen und das volle menschliche Glück des Kindes mit allen Kräften zu fördern.

Fußnoten

- 1) Shimon Sachs, Janusz Korczak und das jüdische Kind, in: Werner Licharz (Hrsg.), Janusz Korczak in seiner und in unserer Zeit, Frankfurt 1981, S.101 ff.
- 2) Dietrich Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung, München und Hamburg, 1964, S. 153
- 3) Erich Dauzenroth/Adolf Hampel, Nachwort: Credo des Lebens, in: Janusz Korczak, Allein mit Gott, Gütersloh 1980, S. 83
- 4) Janusz Korczak, Allein mit Gott, a.a.O., S. 58 ff.
- 5) Janusz Korczak, Die Kinder der Bibel, Gütersloh 1982, S. 12
- 6) Janusz Korczak, ebd. S. 12
- 7) Janusz Korczak, ebd., S. 30
- 8) Helmut Ruppel, Bete, Herr. Wir sind nah. Notwendige Erinnerungen an Janusz Korczak, in: Toleranz heute, Veröffentlichungen aus dem Institut Kirche und Judentum bei der Kirchlichen Hochschule Berlin, 9/1978, S. 151 ff. Vgl. auch J.B. Metz, Glaube in Geschichte und Gesellschaft, 1977, S. 196
- 9) Helmut Ruppel, a.a.O. S. 154

- 11) Janusz Korczak, Der Frühling und das Kind, in: Janusz Korczak: Von Kindern und anderen Vorbildern, Gütersloh 1979, S. 88
- 12) ebd. . S. 89
- 13) Janusz Korczak, Von Kindern und anderen Vorbildern, a.a.O. S. 138
- 14) vgl. Bernard Ignera, Der religiöse Humanismus Janusz Korczaks, Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades im Fachbereich Erziehungswissenschaften der Justus-Liebig-Universität Gießen, 1980
- 15) Sören Kierkegaard, Erbauliche Reden 1843/44, Düsseldorf/Köln, 1956, S. 5 ff.
- 16) Janusz Korczak, Wenn ich wieder klein bin, Göttingen 1973, S. 7

Anmerkung

Dieser Artikel ist dem Buch entnommen: Werner Licharz, „Zwischen Gestern und Morgen – Lernen und Lehren aus Erinnerung und Begegnung“, Frankfurt 1984 (Erscheinungstermin: März 1984).

Janusz Korczak

LITERATURLISTE

. Werke von Janusz Korczak

1. Wie man ein Kind lieben soll, hrsg. von Elisabeth Heimpel und Hans Roos mit einer Einleitung von Igor Newerly, Göttingen 1967
2. Das Recht des Kindes auf Achtung, hrsg. von E. Heimpel und H. Roos, Göttingen 1970
3. König Hänschen I.
Göttingen 1970
4. König Hänschen auf der einsamen Insel,
Göttingen 1971
5. Begegnungen und Erfahrungen ,
Kleine Essays, Göttingen 1973
6. Wenn ich wieder klein bin ,
Göttingen 1973
7. Verteidigt die Kinder, Erzählende
Pädagogik, Gütersloh 1978
8. Von Kindern und anderen Vorbildern,
Gütersloh 1979
9. Allein mit Gott, Gebete eines Menschen, der nicht betet,
Gütersloh 1980
10. Die Kinder der Bibel,
GTB Taschenbuch, Gütersloh 1982

II. Ausgewählte Sekundärliteratur

1. **Biewend, Edith:** Lieben ohne Illusion,
Heilbronn 1974
2. **Börsenverein des Deutschen Buchhandels e.V. (Hrsg.): J.**
Korczak, Frankfurt 1972
3. **Dauzenroth, Erich:**
Religion und Erziehung: Das Beispiel Korczak in:
Emuna, Heft 6, Frankfurt 1973
4. **Dauzenroth, Erich:**
Janusz Korczak, der Pestalozzi aus Warschau Zürich
1978
5. **Dauzenroth, Erich:**
Janusz Korczak, Ein Leben für Kinder, GTB
Taschenbuch, Gütersloh 1980
6. **Ignera, Bernd:**
Der religiöse **Humanismus Janusz Korczaks**, Phil.
Diss., Gießen 1980
7. **Kogon, Eugen:**
Mit den Verlorenen gehen Janusz Korczak bedenkt den bevorstehenden letzten Weg in:
Mut zur Tugend, hrsg. von Karl Rahner und Bernhard Weite, Freiburg 1979
8. **Mortkowicz-Olczakowa, Hanna:** Janusz
Korczak, Arzt und Pädagoge, München und
Salzburg 1967
9. **Sylvanus, Erwin:**
Korczak und die Kinder,
rororo-theater 4543, Hamburg 1980
10. **Werner Licharz (Hrsg.):** Janusz Korczak in seiner und in
unserer Zeit, Frankfurt 1981
11. **Werner Licharz:**
Pädagogisches Denken und Handeln aus den Quellen des Hebräischen Humanismus am
Beispiel von Janusz Korczak und Martin Buber, in: Werner Licharz, Anne-Marie Fabian, Rolf
Gawrich (Hrsg.), Dialog mit Polen, Ffm. 1983